

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

	Seite
Kriege in Ehen. Von Grafen Max Emanuel von Freytag . . . . .	165
Heimarbeit. Von Paul Arndt . . . . .	169
Sagefl. Von Marie von Susem . . . . .	180
Kranz Stück. Von Otto Julius Bierbaum . . . . .	184
Kraft und Stoff in der Technik. Von Hermann Gasse . . . . .	189
Brummeil. Von Jules Verdy d'Aureville . . . . .	193
Seifenblasen. Von Leden . . . . .	208

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**  
 Kommanditgesellschaft auf Aktien  
**Kapital: 5 Millionen Mark.**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beteiligung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für das Geldgebiet völlig kostenlos.

9-4 Uhr.



## Hamburg. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

**Neues Schauspielhaus**

Nollendorfsplatz

**Grand Hotel Excelsior**

Anhalter Bahnhof

**Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants**

## Hamburg.

## HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Gänzlich renoviert

**Feine Französische Küche**

Neue Direktion.

Alle Waffen sind

staatlich geprüft!



Fabrik zu umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewehre, automatische Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Taschen-, Revolver sowie sämtliche Jagdgewehrschalen liefert die

**Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak**  
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

# Satrap-Papiere

**Satralbin-Papier (7 Sorten)**

zur Erzielung künstlerischer Bildwirkung

**Gaslicht-Papier (12 Sorten)**

Ideales Kopiermaterial für Amateure

Lassen Sie sich das Satrap-Handbuch kommen.

Bezug durch die Händlergen photographischer Artikel

**Chemische Fabrik auf Aktien (vorm. E. Schering)**

Photographische Abteilung  
 Charlottenburg, Tegeler Weg 28/33.

Inverateu-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.



Berlin, den 31. Oktober 1908.

## Friede in Ehren.

Eine süddeutsche Zeitung ließ sich am dreizehnten Oktober „von gut unterrichteter Seite“ aus Berlin unter Anderem melden: „In Wien hat man den ‚Dank für Algeßraß‘ . . . man kann sagen: mit freudiger Rührung aufgenommen.“ Dem Fürsten Bismarck, dem berufensten Interpreten des deutsch-österreichischen Bündnisses, hat eine Auffassung dieser Art, die an mittelalterliche Gefolgschaftsriten und Schwurbrüderschaften erinnert, ferngelegen. Und romantische Gefühle hat er nicht als Grundlage dieses Bündnisses angesehen. Er meinte, daß nackte Interessenfragen zu diesem Bündniß geführt haben und daß nur nackte Interessenpolitik Oesterreich-Ungarn im gegebenen Fall zur Bündnistreue bewegen können. Er sagt daher über dieses Bündniß in seinen „Gedanken und Erinnerungen“: „Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern.“ „Das ultra posse nemo obligatur kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden.“ „Es läßt sich daher, wenn in der europäischen Politik Wendungen eintreten, die für Oesterreich-Ungarn eine antideutsche Politik als Staatsrettung erscheinen lassen, eine Selbstaufopferung für die Vertragstreue eben so wenig erwarten, wie während des Krimkrieges die Einlösung einer Dankspflicht erfolgte, die vielleicht gewichtiger war als das Pergament eines Staatsvertrages.“ „In der Beurtheilung Oesterreichs ist es auch heute noch ein Irrthum, die Möglichkeit einer feindsälligen Politik auszuschließen.“ „Aber seine Garantie (des Kaisers Franz Joseph) ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg.“ Bisher hatte man sich in Deutschland mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ein Wechsel in den bundesfreundlichen Beziehungen Deutschlands und Oesterreichs für die Dauer der Regierung Franz Josephs nicht zu erwarten sei. Immerhin muß es auffallen, daß die Haltung des offiziellen Frankreich

in den letzten Wochen eine Oesterreich-Ungarn merkwürdig freundliche war und daß auf Frankreich Anregung eine feierliche Rechtsverwahrung gegen die Annexion Bosniens und der Herzegowina aus dem Konferenzprogramm gestrichen wurde. Ob und welche Vereinbarungen zwischen den Kabinetten von Paris und Wien bestehen, läßt sich heute nicht feststellen. Immerhin darf die Haltung des Oesterreichisch-Ungarischen Botschafters in Paris, Grafen Khvenhüller, in der Frage des deutsch-französischen Zwischenfalles von Casablanca als erstes Symptom sich verschiebender Beziehungen betrachtet werden. Diese Stellungnahme, die einer Desavouierung des verbündeten Deutschen Reiches gleichkommt, widerspricht um so mehr den Formen, die verbündete Mächte unter einander zu wahren pflegen, als in diesem Fall die Rechtslage klar (und zwar zu Gunsten Deutschlands) ist. Vom Standpunkt des internationalen Rechtes aus betrachtet, stehen die Fremdenlegionäre nicht-französischer Nationalität zu Frankreich in einem rein civilrechtlichen Verhältnis und es kann daher, theoretisch genommen, in Marokko, wo das Recht der Kapitulationen herrscht, kein französisches Militärgericht rechtskräftig über sie urtheilen; noch weniger natürlich, wenn durch Kontraktbruch (Defektion) eine Lösung dieses rein civilrechtlichen Verhältnisses eintritt.

Man irrt wohl nicht, wenn man zwischen dieser überraschenden Haltung Oesterreichs und der wenige Tage vorher durch die osmanische Regierung veröffentlichten Erklärung des Deutschen Botschafters, in der Oesterreich allein die Verantwortung für die Annexion zugeschoben wurde, einen kausalen Zusammenhang sucht. Dem aufmerksamen Beobachter konnte allerdings schon seit einer Reihe von Jahren die Thatsache nicht entgehen, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich allmählich einen Grad befremdender Intimität erreichten, dessen vorzügliches Symptom der Aufenthalt des französischen Finanzministers Caillaux in Budapest war. Wie weit man am Ballplatz von der Annahme entfernt ist, Oesterreichs Haltung in Algerien könne als Deutschland geleisteter Sekundantendienst am Quai d'Orsay aufgefaßt werden, geht am Besten aus der Interview mit einer Persönlichkeit aus der nächsten Umgebung des Freiherrn von Aehrenthal (Bagen?) hervor, die der „Temps“ veröffentlichte: „L'Autriche-Hongrie lui a prouvé ses sentiments amicaux au cours de l'affaire marocaine et notre politique continue à s'inspirer des mêmes dispositions.“ (So soll es also noch weitergehen.)

Unter diesen Umständen darf man sich wohl fragen, gegen wen eigentlich das deutsch-oesterreichische Bündniß sich richtet. Diese Frage ist in einer friedfertigen Zeit zwar unangenehm, aber berechtigt; da Bündnisse zur Fortdauer ihrer Existenz eines Zieles, also auch eines Gegners bedürfen.

In einem offenbar inspirierten Artikel des mailänder „Corriere della sera“ vom fünfzehnten September 1908 (Andrea Torre gezeichnet) wurde die



Thatfache erwähnt, daß neulich von einer Seite (und zwar nicht von Italien aus) der Versuch gemacht wurde, Oesterreich in eine englisch-französisch spanisch-italienische Mittelmeerentente hineinzuziehen, die seine Unabhängigkeit von Deutschland garantirt hätte. Der Versuch sei aber gescheitert. Damals hat die vielleicht nicht ganz echte Erregung, die man an der Themse in den letzten Wochen zur Schau trug, Fraktur gesprochen und Oesterreich-Ungarn die Schwäche des Stützpunktes fühlen lassen, den es in seinem Bundesverhältniß zu Deutschland hat. Und wenn in der österreichischen Presse die Zusammenkunft von Buchlau mit der denkwürdigen Kaiserzusammenkunft von Alexandrowa verglichen wird, „wo dämmernd der Keim des Rückversicherungsvertrages zwischen Deutschland und Rußland bereits aufstieg“ (Neue Freie Presse vom elften Oktober), so mag schon in dem Wörtchen „bereits“ dem Gefühl Ausdruck gegeben sein, daß auch in Buchlau der Gedanke an Beziehungen gestreift wurde, die, für Deutschland „zu Komplizität“, dem Erben der Raunig und Retternich den Schlaf nicht rauben dürfen.

Das Bewußtsein, auf Deutschlands werththätige Hilfe bei der Verfechtung seiner Balkaninteressen, vitaler Interessen des seit 66 nach Osten gedrängten Oesterreichs, nicht zählen zu können, hat Aehrenthal wohl veranlaßt, gleich von vorn herein, Italien und Rußland zu Liebe, auf den Vormarsch nach Salonik zu verzichten; und wenn nach dem Zusammentritt der Konferenz Antioxi der italienischen Flotte offen stehen wird, dann wird manchmal die Geschäftsleiter Oesterreich-Ungarns das Gefühl beschleichen, daß die Lauheit des Bundesgenossen diese Opfer unumgänglich machte.

In den letzten Wochen wurde, ohne daß Deutschland irgendwie nach der einen oder der anderen Richtung in den Vordergrund trat, von den Ententemächten ein Konferenzprogramm ausgearbeitet. Auch hier hört man wieder den Grundton herausklingen, der durch alle Ereignisse der europäischen Politik der letzten drei Jahre zieht: all diese Vorgänge spielen sich ohne Mitwirkung des Deutschen Reiches ab. Verträge werden geschlossen, alte Divergenzen werden beglichen: und jedesmal scheint Deutschland, dessen leitende Staatsmänner in solchen Fällen sich auf Reutersmeldungen als Berichtsquelle angewiesen sehen, aus der Erwägung auszuscheiden. Wenn auch durch die letzte Erklärung Marschalls mit impulsiver Hand nicht nur in Konstantinopel der Geipensternschatten Macchiaiells, den das Ausland in Erinnerung an vergangene Zeiten durch die Wilhelmstraße streichen sah, definitiv gebannt ist, so mügte doch der stärksten Militärmacht der Welt gegenüber ein solches Vorgehen konsequenter Ignorirung immerhin noch gefährlich, ja, wahnwützig erscheinen . . .

Wenn trotzdem an diesem Modus mit scheinbar gutem Erfolg bis

---

festgehalten wurde, so kann der Schlüssel zu diesem Räthsel nur in einer geheimen Schwäche des Deutschen Reiches zu suchen sein. Man glaubt in London, auf Grund psychologischer Erwägungen, die sich allmählich bei sämtlichen Kabinetten Europas Eingang verschafft haben, daß Deutschland, trotz allen kriegerischen Drohungen, im letzten Moment einem Waffengang immer ausweichen werde; „pacifiste et timide“.

Algesiras war der Prüfstein; und nach Schluß der Konferenz wies Drummond in der *Libre Parole* höhnend auf das „épouvantail de l'Europe“, die deutsche Vogelscheuche, die jetzt Keinen mehr schrecken könne. Heute, wo, trotz dem in Marokko geltenden Recht der Kapitulationen, Deutsche, die den Schutz des Deutschen Konsuls angerufen und erhalten haben, unter den Augen eines Konsularbeamten der deutschen Gewalt entzissen und in französische Haft gebracht werden können, ohne daß innerhalb vierundzwanzig Stunden ihre vorläufige Freilassung erwirkt wird, muß in ganz Europa der Glaube neue Nahrung gewinnen, daß der deutschen Kriegsbereitschaft ein essentielles Moment fehlt: der Wille, im Nothfalle loszuschlagen. Welche Bedeutung dieser glaubhaft gemachte Wille haben kann, sehen wir an den kleinen Balkanstaaten, deren ganze Bedeutung in der Glaubhaftmachung eben solchen Willens ruht.

Bei diesem Mangel der Kriegsbereitschaft ist unsere Bündnißfähigkeit gemindert. Die Erkenntniß, daß bewaffnete Unterstützung von uns nicht zu gewärtigen sei, hat Oesterreich eben so wie die Türkei gezwungen, sich nach anderen Verbindungen umzusehen.

Der Grundsatz „Friede in Ehren“, der in den letzten Jahren sehr laut verkündet wurde, ist vielleicht gerade deshalb mißverstanden und als unbedingtes Friedensbedürfniß gedeutet worden, weil er mit mehr oder minder tönenden Kriegsdrohungen alternirte. Und Freund und Feind scheinen nun mit der Thatsache zu rechnen, daß der Begriff „in Ehren“, weil subjektiv, in seinen Grenzen sehr erweiterungsfähig ist.

Wenn demnach in der deutschen Publizistik seit geraumer Zeit ein gewisses Unbehagen über unsere internationale Lage entstanden ist und in Klagen über die unglückliche Hand unserer auswärtigen Vertretungen seinen Ausdruck findet, so darf man nicht vergessen, daß bismärckische Maaßen nur in Verbindung mit marschbereiten Armee-corps erträglich und erfolgreich sind und daß das Geheimniß der Erfolge bismärckischer Politik auch in den Friedensjahren, die der Aufrichtung des Reiches folgten, zum guten Theil in dem überall festgewurzelten Glauben beruhte, daß Deutschland im Nothfall einen neuen Waffengang nicht scheuen würde.

Mangel an Sprachkenntniß und unverbindliche Umgangsformen sind

nicht etwa Fehler, die bei deutschen Diplomaten öfter als bei anderen zu finden sind. Und der Diplomat, der durch die spöttisch-unverschämte Frage: „Where are your ships?“ Deutschland zu den jetzt so beklagten maritimen Anstrengungen gestachelt hat, wäre mit dem Fluch der Lächerlichkeit beladen, wenn die Entschlossenheit Englands, eventuell an die ultima ratio zu appelliren, eines Beweises bedürfte.

Soll die Periode latenter diplomatischer Mißerfolge Deutschlands, die zur Auflösung oder zum Krieg führen werden, ein Ende nehmen, so muß das Ausland wieder wissen, daß hinter jeder Initiative der deutschen Regierung (vielleicht kein Verbündeter, aber) die gesammte deutsche Streitmacht steht.

Schloß Moos.

Graf Max Emanuel von Preysing,  
Erblicher Reichsrath.



## Heimarbeit.

Die frankfurter Heimarbeitausstellung ist in Nr. 45 der „Zukunft“ vom Herrn Ober-Regierung-Rath Dr. Karl Wittmann einer Kritik unterzogen worden, die aus mehrfachen Gründen zu einer Entgegnung herausfordert. Die gesetzliche Regelung der Heimarbeit wird eine der wichtigsten sozialpolitischen Aufgaben des Reichstages im kommenden Winter sein. Die die Heimarbeit behandelnden Gesetzesvorschläge sind bekanntlich bisher unerledigt geblieben, hauptsächlich wohl wegen der außerordentlichen Schwierigkeiten, auf die man immer wieder stößt, wenn man versucht, ein so vielgestaltiges und unbestimmbares Etwas wie die Heimarbeit mit Gesetzesparagrafen zu erfassen. Mit dem schwer zu behandelnden Stoff wird sich zunächst die mit der Prüfung der Gewerbeordnungsnovelle betraute Reichstagskommission und später der Reichstag selbst befassen müssen. Es kann nicht ausbleiben, daß man bei den Debatten über die Regierungsvorschläge oft auf die „Rehnen“ der beiden großen deutschen Heimarbeitausstellungen, der berliner und der frankfurter, hinweisen wird. Beide sind ja auch von Regierungsvertretern wie von Parlamentariern eingehend besichtigt worden. Es ist daher von Wichtigkeit, daß über die Bedeutung und

den Werth der Darbietungen beider Ausstellungen volle Klarheit geschaffen werde. Dazu kommt noch, daß in verschiedenen anderen Städten des In- und Auslandes weitere Heimarbeitausstellungen geplant werden; da ist es von Nutzen, wenn Genaueres über die Entstehung und die Eigenart der älteren Ausstellungen bekannt wird, damit frühere Fehler vermieden und neue Fortschritte gemacht werden können.

Bittmanns Auffassg ist leider nicht geeignet, das Wesen der Heimarbeitausstellungen erkennen zu lassen. Er geht in seiner Kritik der frankfurter Ausstellung, der der größte Theil seines Auffasses gewidmet ist, von vielen falschen Auffassungen aus und gelangt dann naturgemäß zu schiefen Urtheilen. Da er aber auf Grund langjähriger eigener Forschungen auf dem Gebiet der Heimarbeit als besonders sachkundig anzusehen ist, so besteht die Gefahr, daß seine einseitige und wenig wohlwollende Beurtheilung der frankfurter Heimarbeitausstellung als maßgebend hingestellt und damit der Werth der frankfurter Arbeiten, die einen (wenn auch nur bescheidenen) Beitrag zur Reform der Heimarbeit bilden sollten, beeinträchtigt wird, falls keine Richtigstellung erfolgt.

Als Mitglied des Vorstandes der frankfurter Ausstellung und als Vorsitzender ihres „Wissenschaftlichen Ausschusses“ glaube ich, eine Reihe von Irrthümern, die auf Grund von Bittmanns Darstellung entstehen müssen, berichtigen und genauer darlegen zu können, worin die Bedeutung der frankfurter Heimarbeitausstellung besteht. Zur Formulirung der „Lehren“ der frankfurter Veranstaltung ist es allerdings noch zu früh; dazu bedarf es noch des Abschlusses der Heimarbeit-Monographien, mit deren Herausgabe ich beschäftigt bin.

Die Eigenart der frankfurter Heimarbeitausstellung bestand vor Allem in zwei Punkten: der räumlichen Begrenzung der Untersuchungen und der Mitwirkung von Vertretern der Unternehmer.

Von dem ersten Merkmal nimmt Bittmann überhaupt nicht Notiz. Der Werth der frankfurter Untersuchungen beruht aber zum großen Theil auf ihrer räumlichen Begrenzung; sie erstreckten sich bekanntlich nur auf das „rhein-mainische“ Wirtschaftsgebiet. Diese Beschränkung ermöglichte eine gewisse Vollständigkeit. Das große Verdienst der berliner Ausstellung bestand darin, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf die schweren in vielen Heimarbeitzweigen bestehenden Uebelstände lenkte und den Willen zur Reform stärkte. Ein Mangel dieses ersten bedeutsamen Versuches, in großem Maßstabe sozialpolitischen Anschauungsunterricht zu ertheilen, war aber, daß die Sammlung der Ausstellungsgegenstände mehr oder weniger von Zufällen abgehangen hatte und man daher nicht wußte, ob die entworfenen, zum Theil recht traurigen Bilder typisch seien. Die berliner Ausstellung warf, wie Professor Stein es ausdrückte, eine Fülle von Fragen auf, ohne aber darauf Antwort zu geben. Die Begrenzung

der frankfurter Untersuchungen auf das rhein-mainische Wirtschaftsgebiet ermöglichte dessen genauere Durchforschung und eine Berücksichtigung aller auffindbaren Arten von Heimarbeit. Thatsächlich ist die Vollständigkeit der Untersuchungen angestrebt worden, und wenn auch dieses Ziel nicht ganz erreicht wurde, so kann man doch ruhig sagen, daß man ihm sehr nah gekommen ist. Nachdem alle Spuren verfolgt worden sind, aus denen auf das Vorhandensein von Heimarbeit geschlossen werden konnte, kann man sicher sein, daß alle wichtigeren und fast sämtliche minder wichtigen Zweige der Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet, das etwa ein Fünftel des Deutschen Reiches ausmacht, untersucht worden sind; und die Untersuchungen in den einzelnen Gegenden und Berufen sind auch überall so genau und gründlich gewesen, daß wir bei den entworfenen Bildern angeben können, ob sie „typisch“ sind oder nicht. Auf die vorhandenen Mängel komme ich nachher zurück. Zunächst mußte hier festgestellt werden, daß in Frankfurt für ein kleineres Gebiet Antworten auf die Fragen gegeben wurden, deren Beantwortung in Berlin angesichts der Größe des Untersuchungsgebietes überhaupt nicht möglich war. Das scheint mir nicht unwesentlich zu sein.

Das zweite Merkmal der frankfurter Ausstellung war die Mitwirkung der Unternehmer. Wittmann steht dieser Mitarbeit sehr skeptisch gegenüber; wenn ich ihn recht verstehe, sieht er sogar im Fehlen dieser Mitarbeit in Berlin einen Vorzug; aus der Noth macht er eine Tugend. In Berlin wurde nach Wittmann eine „Verzichtung von nur irgend erreichbarer objektiver und subjektiver Unparteilichkeit“ geboten, einer Unparteilichkeit, die durch die Mitwirkung der Unternehmer „nicht übertroffen werden konnte“. Ich muß gestehen, daß mir diese Behauptung ganz unverständlich ist. Hier handelt es sich, wohl gemerkt, nicht um Mängel der Ausführung, sondern um den Grundsatz selbst. Angaben, die auf Aussagen einer Interessentengruppe, nämlich der Arbeiterschaft, beruhen, sollen mehr Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Objektivität haben als solche, bei deren Formulierung auch die Gegeninteressenten, die Unternehmer, mitgewirkt haben? Gelten nicht auch in der wissenschaftlichen Forschung die Worte: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede“ und „Audiatur et altera pars“? Hält Wittmann die Unternehmer für weniger glaubwürdig als die Arbeiter? Oder betrachtet er die Unternehmer hier als Angeklagte? Er giebt keine Gründe an. Sonderbar ist allerdings, daß er es bei der frankfurter Ausstellung bemängelt, wenn hier und da, nämlich wenn im zuständigen Fachauschuß keine Einigung erzielt werden konnte, einseitige Angaben der Unternehmer (ausdrücklich als solche bezeichnet) auf den Etiketten zu finden waren, während er doch nicht den geringsten Anstoß daran nimmt, daß bei der berliner Ausstellung alle Angaben einseitig waren, nämlich von Arbeitern herrührten.

Die Theilnahme der Unternehmer an den Arbeiten der „Fachauschüsse“

und an der anderen Vorbereitung der Heimarbeitausstellung verschaffte uns eine Reihe werthvoller Hilfskräfte. Wenn auch viele Unternehmer das Mißtrauen, das sie gegenüber unserer sozialpolitischen Arbeit hegten, nicht überwinden konnten und jegliche Mitwirkung, einzelne sogar die Auskunsterhebung ablehnten, so haben doch viele andere, an ihrer Spitze der unermüdlige Vorsitzende des Ausstellungsvorstandes, Herr Fabrikant J. H. Epstein, in opferwilliger Weise, mit Sachkenntniß und Interesse, in den Centralausschüssen wie in den Fachausschüssen mitgearbeitet. Man kann sogar sagen, daß ohne die Opferwilligkeit einer großen Reihe sozialpolitisch interessirter frankfurter Unternehmer, die einen Garantiefonds gründeten, die Ausstellung überhaupt nicht zu Stande gekommen wäre; denn die Arbeiterorganisationen hatten die Zahlung von Beiträgen zur Bestreitung der erheblichen Kosten der Ausstellung abgelehnt und die Zuschüsse der Stadt Frankfurt und benachbarten Gemeinden hätten nicht ausgereicht; sie deckten nur etwa ein Drittel der Kosten. Nachdem das Unternehmen finanziell sichergestellt war, fragte es sich, in welcher Weise Arbeiter und Unternehmer am Besten zur Mitwirkung herangezogen werden sollten. Da hielt man für das Beste, sie nicht nur durch die wissenschaftlichen Mitarbeiter ausfragen und um die Lieferung von Ausstellungsgegenständen bitten zu lassen, sondern auch geeignete Vertreter der beiden Interessentengruppen als solche in ein engeres persönliches Verhältniß zu unserem Unternehmen zu bringen. So entstanden die „Fachausschüsse“ (Das heißt: die mit der Untersuchung der einzelnen Heimarbeitzweige betrauten Ausschüsse), die aus einem unparteiischen, meist wissenschaftlich geschulten Leiter und Vertretern der beiden Interessentengruppen bestanden. Durch die Wahl in die Ausschüsse glaubte man das Interesse der beteiligten Personen an dem Werk zu steigern und ihr Verantwortlichkeitsgefühl zu stärken. Die Vertreter der Interessenten, Unternehmer wie Arbeiter, haben die unparteiischen Leiter der Ausschüsse bei der Aufstellung des Arbeitsplanes, der Lieferung der Adressen von Heimarbeitern, der Beurtheilung technischer Fragen, der Begutachtung der gesammelten Materialien, der Feststellung zahlreicher Thatfachen und so weiter wesentlich unterstützt; natürlich nicht alle in gleichem Maß, sondern mit vielen Unterschieden, entsprechend ihrer Sachkunde und ihrem sozialen Interesse; vielfach wirkten Konkurrenzrücksichten, Mangel an Zeit und allerlei persönliche Zufälligkeiten störend. Schwer war es oft, die geeigneten Persönlichkeiten ausfindig zu machen und sie für die Mitarbeit zu gewinnen. Doch besteht gar kein Zweifel daran, daß die wissenschaftlichen Mitarbeiter den zu den Fachausschüssen gehörenden Unternehmern (und eben so den Arbeitern) eine Fülle von werthvollen Mittheilungen verdanken, die sie allein überhaupt nicht oder nur mit großer Mühe erlangt haben würden. Wenn sich Mängel zeigten, so lag Das

nicht an der gemeinsamen Arbeit der Interessenten, sondern daran, daß wir nicht genug geeignete Interessenten zur Mitarbeit heranziehen konnten.

Daß unsere Arbeit durch die Bildung der vielen Sachausschüsse schwerfällig geworden sei, kann ich nicht zugeben; ich bin der Ueberzeugung, daß die Anwesenheit der Interessenten oft die Feststellung der Thatsachen, die Beseitigung von Zweifeln und die Aufklärung von Mißverständnissen erleichtert hat. Es mag vorgekommen sein, daß ein Unternehmer oder ein Arbeiter Bedenken getragen hat, in Gegenwart des Gegeninteressenten diese oder jene Aussage zu machen; dann war es Sache des Leiters des Ausschusses, dem solche Bedenken kaum entgehen konnten, sich nach den gemeinsamen Sitzungen durch privates Befragen der Beteiligten genauer zu unterrichten. Die Arbeitervertreter standen übrigens nur selten in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Unternehmervertretern; es waren zum Theil Gewerkschaftsbrüder oder Fabrikarbeiter, die Fachkenntnisse besaßen. Heimarbeiter selbst zur Mitwirkung in den Ausschüssen zu bewegen, erwies sich in vielen Fällen als unmöglich. Die Durchführung des Grundsatzes der „Parität“ war oft schwer, manchmal unmöglich; manchem Mitarbeiter haben wir leider keine sachverständigen Berater an die Seite stellen können. „Wo hoer parität vorkaomen war, ou'gh'ne sich auch bewährt und die Untersuchungen gefördert.“

Die Angabe, die nach Bittmann ein münchener Fabrikbesitzer gemacht hat, daß die Arbeitgeber die ausgestellten Gegenstände geliefert und die Arbeiter ausgesucht haben, die sie herstellen mußten, ist durchaus irreführend und für die weitaus größte Mehrtheit der Fälle nicht zutreffend. Einige Fälle des Auswählens der geschicktesten Arbeiter und Arbeiterinnen zur Anfertigung der auszustellenden Gegenstände sind vorgekommen, so, wie ausdrücklich in der „Beschreibung“ hervorgehoben, in der Posamentenherstellung. In anderen Fällen ist es in den Sachausschüssen über diese Frage zu Auseinandersetzungen zwischen Arbeitern und Unternehmern gekommen; aber es ist den unparteiischen Vorsitzenden fast immer gelungen, eine Klärung und Verständigung herbeizuführen. Die Mannichfaltigkeit der Fälle ließ sich auch nicht immer an den oft in ihrer Zahl beschränkten Ausstellungsgegenständen ausreichend darstellen; zur Ergänzung und Erläuterung der Angaben auf den Etiketten mußten eben die „Beschreibungen“, in denen das Fragebogenmaterial verarbeitet war, mit herangezogen werden. Die Ausstellungsgegenstände sind allerdings zum größten Theil von den Fabrikanten geliehen oder geschenkt worden; die Ausstellungsleitung, der dadurch erhebliche Kosten erspart wurden, hatte allen Grund, den beteiligten Firmen für dieses Entgegenkommen dankbar zu sein; in vielen Fällen, namentlich bei der Ausstellung von Halbfabrikaten, hätten wir ohne den guten Willen der Firmen überhaupt keinen Ausstellungsgegenstand erlangen können. Die

Etikettirung erfolgte dann in der Sitzung des Sachausschusses oder durch den wissenschaftlichen Leiter. Uebrigens hält ja auch Wittmanns Gewährsmann, der münchener Fabrikant, den von uns eingeschlagenen Weg, die Heranziehung der Unternehmer, trotz seinen Bedenken für „zweifellos richtig“.

Daß mehrfach Zweifel laut wurden, ob die Arbeitzeit immer richtig angegeben sei, darüber wird sich Niemand wundern, der weiß, wie verschieden die eigenen Angaben der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen über die zur Herstellung eines Gegenstandes nothwendige Arbeitzeit lauten und wie verschieden die Leistungsfähigkeit der Einzelnen ist. Wenn die Heimarbeiter vielfach selbst nicht wissen, wie lang die Arbeitzeit ist, dann ist es nicht erstaunlich, daß die Schätzungen Fremder stark von einander abweichen; und es scheint in der menschlichen Natur zu liegen, daß dann die eine Partei die andere der Verschleierung oder der Beschönigung der Thatfachen bezichtigt. Die bei Nachprüfungen gemachten Erfahrungen haben mich solchen Anschuldigungen gegenüber sehr skeptisch gestimmt.

Ich habe schon mehrfach die Schwierigkeiten der Durchführung unserer Grundsätze und der consequenten Anwendung unserer Methoden erwähnt. Diese Schwierigkeiten lassen sich kaum überschätzen und wir sind uns auch immer darüber klar gewesen, daß die Ergebnisse unserer Forschung trotz allen Bemühungen nur „Stückwerk“ sein könnten, wie ich Das ja auch in meinem Vorwort zu den „Kurzen Beschreibungen“ betont habe. Wittmann stellt eine Reihe von idealen Forderungen für die Auswahl und Etikettirung der Ausstellungsgegenstände, die Abfassung der „Beschreibungen“ und für Anderes auf. Ich kann ihn nur versichern, daß auch die Leiter der frankfurter Ausstellung solche Ideale hatten und ihr Möglichstes zu deren Erreichung gethan haben, daß ihnen aber schließlich in vielen Fällen nur die Wahl blieb, ob sie ganz auf die Ausstellung und die Veröffentlichung verzichten oder vorwiegend das vorhandene, mit vieler Mühe gesammelte Material, wenn es auch lückenhaft und nicht frei von Mängeln sei, der Oeffentlichkeit mittheilen sollten. Wir haben uns für das Zweite entschieden, indem wir gleichzeitig das Publikum, so weit es im Rahmen unserer Veranstaltung möglich war, auf die vorhandenen Lücken und Mängel aufmerksam machten und uns der Hoffnung hingaben, man würde das Geleistete, das in der That eine erhebliche Bereicherung unseres Wissens darstellt, dankbar anerkennen und nicht immer nur die Lücken bemerken.

Wittmann, den die Lücken stark verstimmt haben, bewegt sich übrigens bei seiner Kritik in Widersprüchen. Einmal stellt er gewissen Mängeln der „Etikette“ und der „Beschreibungen“, auf die ich selbst aufmerksam gemacht hatte, die „lange Zeit, die für die Vorbereitung der Ausstellung verfügbar war, und den erstaunlichen Apparat von Ausschüssen“ gegenüber und findet das Mißverhältniß unverständlich. Dann wieder wirft er uns vor, daß die Er-



hebungen unserer Fachauschüsse, unseren „eng begrenzten Aufträgen entsprechend“, „kaum begonnen, auch schon wieder beendet“ sein mußten, daß wir uns die Arbeit „viel zu leicht gedacht“ hätten und daß „hier schon Urtheile gefällt und Berichte geschrieben“ wurden „in einem Stadium, da der Fachmann sich bekennen muß, daß er noch in den an Irrthum so reichen Anfängen der Reception stehe“ Doch will ich bei den Widersprüchen, in die sich Wittmann verwickelt, und den Mißverständnissen, die ihm bei der Beurtheilung der Verhältnisse unterlaufen, nicht länger verweilen, sondern mich nur kurz zu der sachlich wichtigen Frage der Länge unserer Vorbereitungszeit äußern. Hier will ich Wittmann gern das Zugeständniß machen, daß die uns zur Verfügung stehende Zeit recht knapp bemessen war. Zunächst mußte, nachdem der Ausstellungsplan gefaßt war, eine genügende Anzahl von Personen für das Unternehmen interessiert werden; es mußte eine Organisation geschaffen und ein Garantiefonds gebildet werden. Erst als diese Grundlage, hauptsächlich durch die Bemühungen der Herren J. S. Epstein und Professor Stein, geschaffen war, konnte im Februar 1907 zur Organisation der wissenschaftlichen Arbeiten ein besonderer Ausschuß gebildet werden. Dieser „wissenschaftliche Ausschuß“ hat dann im Lauf der nächsten Monate einen genaueren Arbeitsplan entworfen, einen Fragebogen ausgearbeitet, die Grundsätze für die Untersuchungen und für die Sammlung und Etikettirung der Ausstellungsgegenstände aufgestellt und die zahlreichen Unterausschüsse eingesetzt. Wie schwierig und zeitraubend gerade diese Arbeit war, wird man verstehen, wenn man bedenkt, daß wir über fünfzig nur freiwillige Mitarbeiter zur Leitung der zum Theil sehr langwierigen, schwierigen und oft recht unangenehmen Untersuchungen gewinnen mußten. Für diese Leiter der Fachauschüsse mußten dann weiter geeignete Beisitzer aus Unternehmer- und Arbeiterkreisen gefunden werden. Wie viele Besprechungen, Briefe und Reisen waren dazu nothwendig! Für manche Heimarbeiteweige konnten erst im Herbst, ja, erst im Winter geeignete Bearbeiter gefunden werden. Ich bin als Vorsitzender des „Wissenschaftlichen Ausschusses“ sehr bald für eine Hinausschiebung der Eröffnung der Ausstellung eingetreten; aber die Verlängerung der Frist um sechs Monate, bis zum ersten April 1908, erwies sich noch immer als kaum ausreichend. In Folge mancher persönlichen Verhältnisse und sachlichen Hindernisse (die Heimarbeit ruht vielfach im Sommer) konnten nicht alle Mitarbeiter, die zum großen Theil beruflich stark in Anspruch genommen waren, die Vorbereitungszeit voll ausnützen; und so häuften sich in den letzten Monaten und Wochen vor dem ersten April die Arbeiten der einzelnen Fachauschüsse so, daß ich sehr oft im Interesse der Mitarbeiter und der Sache wünschte, eine nochmalige Hinausschiebung des Beginns der Ausstellung beantragen zu dürf.n. Das war jedoch aus praktischen Gründen unthunlich. Nach einer gewaltigen Käfteanspannung, besonders in Folge der Energie

und des Geschickes des Leiters der lokalen Ausstellungsarbeiten, des Herrn E. Schreiner, ist es ja dann auch gelungen, die Masse der eingelieferten Gegenstände und Etikette, angemessen geordnet, zum festgesetzten Termin zur Ausstellung zu bringen.

Bittmann dürfte gründlich im Irrthum sein, wenn er meint, „mit vier bis sechs strebsamen Jüngern der Volkswirtschaft“ („denen man Zeit und Gelegenheit gegeben hätte, sich in die Hausindustrie des erfaßten Gebietes zu vertiefen“) hätte man das Selbe, ja, sogar „etwas ganz Anderes“ leisten können. Da unterschätzt er doch die gethane Arbeit gewaltig. An „strebsamen Jüngern der Volkswirtschaft“ hat es unter unseren Mitarbeitern nicht gefehlt; neben ihnen haben viele praktisch erfahrene und wissenschaftlich tüchtig geschulte Personen mitgewirkt, allerdings auch einige für solche Untersuchungen nicht besonders vorgebildete „Dilettanten“. Das geringschätzigste Urtheil Bittmanns über die Leiter der Sachausschüsse, die „die hart im Raum sich drängenden Sachen und die weit auseinanderwohnenden Gedanken nicht immer unter den Gesichtspunkt der Einheit zu bringen vermochten“, ist ungerocht und falsch. Es sind sogar außerordentlich viele tüchtige Kräfte gewesen, die sich an den Untersuchungen betheiligt haben, viel mehr, als wir anfangs zu hoffen wagten; für zahlreiche Branchen hätte man kaum in ganz Deutschland besser qualifizierte Mitarbeiter finden können.

Aber Bittmann hat überhaupt „in den Darbietungen des Unternehmens, der Ausstellung und den Beschreibungen, von einem wissenschaftlichen Einfluß wenig“ gefunden. Mir scheint: er hat den Wald vor Bäumen nicht gesehen. War nicht jede Thatsache, die auf den Etiketten oder in den Beschreibungen als Ergebnis der Untersuchung der jetzigen Lage der Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet veröffentlicht wurde, ein Baustein, wenn auch oft nur ein kleiner, zur Aufrichtung des Gebäudes der Wissenschaft? Die Leiter der Ausstellung haben es für ihre Pflicht gehalten, solche Bausteine zu liefern, um auf diese Weise eine haltbare Grundlage für die Heimarbeit-Gesetzgebung zu schaffen. Hierin, in dieser wissenschaftlichen Arbeit, nicht in der bloßen Erregung des Mitleids für die Leiden und Entbehrungen vieler Heimarbeiter, sahen sie ihre Aufgabe. Keinem ist bisher, auch Bittmann nicht, gelungen, nachzuweisen, daß eine irgendwie erhebliche Anzahl der vielen mit großer Mühe gesammelten „Bausteine“ nicht haltbar, daß die wissenschaftliche Arbeit mangelhaft war. Ich glaube, über die gegen die Angaben der Sachausschüsse vorgebrachten Reklamationen und über die Grenzen der Leistungsfähigkeit der Ausschüsse besser unterrichtet zu sein als irgendein Anderer, und ich habe selbst oft der ersten Prüfung der Anaben und der Nachprüfung der Beamtungen beigewohnt; ich kann nur versichern, daß die Zahl der aufgedeckten Irrthümer verschwindend gering war und daß das Gesamtbild, das sich aus dem aufmerksamen

Studium der Etiketten und Beschreibungen ergab, durch die Berichtigungen nicht geändert wurde. Ein Eingehen auf alle Einzelheiten ist wegen der Knappheit des hier zur Verfügung stehenden Raumes unmöglich. Wenn sich unter den Beanstandungen Bittmanns nicht wenige befinden, die nur gelegentliche Ungeschicklichkeiten oder kleine Ungenauigkeiten des Ausdruckes in den „Beschreibungen“ und die Beurtheilung einiger Thatsachen durch einzelne unserer Mitarbeiter betreffen, so sehe ich auch darin nur ein Anzeichen dafür, daß zur sachlichen Beanstandung der Angaben wenig Anlaß war. Als Herausgeber der „Beschreibungen“ habe ich allerdings, um möglichste Vollständigkeit und Einheitlichkeit zu erzielen, den Mitarbeitern eine größere Zahl von Venderungen, Zusätzen und Streichungen vorgeschlagen; aber ich hielt es für richtig, jedem mit der Verantwortung für das Geschriebene auch eine möglichst große Freiheit der Darstellung zu lassen. Daß die Zusammenstellung und Beurtheilung der Thatsachen sehr verschiedenartig war, kann nicht wundern, wenn man bedenkt, daß unter den Leitern der Ausschüsse Angehörige der verschiedensten politischen Parteien, Handelskammer- und Arbeitersekretäre, höhere Verwaltungsbeamte und Landbürgermeister, Landpfarrer und Lehrer, erfahrene Praktiker und junge Studierende waren. Nichts wäre verfehlter gewesen, als wenn man hier Alles durch eine Schablone hätte pressen wollen. Ich habe nur, um dem Leser einen Anhalt zur Beurtheilung zu geben, dafür gesorgt, daß neben dem Namen auch der Beruf und der Wohnort des Mitarbeiters genannt wurden. Die nothwendige Einheitlichkeit wurde zunächst durch den gleichen Willen Aller, der Wahrheit zu dienen, hergestellt, dann aber auch durch einheitliche Anweisungen (Richtlinien, Fragebogen) für die Untersuchungen und durch zahlreiche private und öffentliche Besprechungen unserer Ziele und Arbeiten. Ob es hierbei, „für die Thätigkeit des Wissenschaftlichen Ausschusses“, „an einer zusammenfassenden, kritischen und, wenn nöthig, rücksichtslosen Initiative gefehlt“ hat, wie Bittmann meint: Das mögen, da es mich persönlich betrifft, Andere entscheiden. Ich will nur bemerken, daß „Rücksichtslosigkeit“ wohl nirgendwo so wenig am Platz gewesen wäre wie bei unserem Unternehmen, wo es so sehr auf den guten Willen, auf Liebe zur Sache und Opferwilligkeit ankam. Hier konnten nur beständige Rücksichtnahme auf alle möglichen individuellen Wünsche, unendliche Geduld und zähe Energie an das Ziel führen. Die „Rücksichtslosigkeit“ wäre die Schaar unserer Mitarbeiter sehr bald in alle Winde zerflogen und die Ausstellung nicht eröffnet worden.

In den Erörterungen über die Schäden der Heimarbeit ist oft auch von ganz niedrigen Stundenlöhnen, etwa von zwei bis drei Pfennig, die Rede. Es war nicht unwichtig, festzustellen, daß so niedrige Sätze nur in sehr wenigen Fällen, unter ganz besonders ungünstigen Umständen, vorkommen, wie, zum Beispiel, bei der Beschäftigung von nahezu Arbeitsfähigen. Daher war es

keineswegs überflüssig, im Gegentheil lehrreich, in der Fiselstrickerei zwei Gegenstände mit einem Stundenlohn von anderthalb Pfennig auszustellen; die Erklärung des abnorm niedrigen Preises gab die Bemerkung auf den Etiketten, daß die Heimarbeiterin eine alte blinde Frau war. Wittmann sagt dazu: „Blindenbeschäftigung, meine ich, gehört nicht in eine Heimarbeitausstellung.“ Die Heimarbeit ist eben oft die letzte Zuflucht der Invaliden, der Krüppel und Kranken. Darum kann auch die von Wittman beanstandete Bemerkung einer Mitarbeiterin, daß der schlechte Gesundheitszustand der von ihr besuchten Heimarbeiterinnen zum größten Theil auf persönliche Veranlagung und schlechte Wohnungsverhältnisse zurückzuführen sei, ihren guten Sinn haben. Ähnlich verhält es sich mit anderen von Wittmann kritizierten Aeußerungen über die gesundheitlichen Verhältnisse von Heimarbeitern. Wie schwer ist gerade hierbei die Feststellung von Ursache und Wirkung! „Handgreifliche Beispiele von Ungeprüftem und Unkritischem“ in der Ausstellung sieht Wittmann ferner darin, daß ein Mitarbeiter schrieb, der Dunst des Kleisters bei der Herstellung von Papiertaschen und das Herumfliegen der nicht fest am Papier haftenden giftigen Farbstoffe sei ihm als gesundheitsschädigend angegeben worden, und nicht „wagte“, es selbst so zu nennen; eben so darin, daß der Bearbeiter der Cigarettenindustrie sagte, die hausindustrielle Herstellung der Cigaretten sei aus der „Werkstattarbeit“ hervorgegangen. Wittmann erklärt diese Angabe für „nicht richtig“ und setzt statt Werkstattarbeit „Fabrikarbeit“. Aus dem Zusammenhang ergibt sich aber klar, daß Werkstattarbeit hier nichts Anderes bedeutet als Fabrikarbeit.

Wittmann belehrt uns weiter ausführlich, wie wir unsere „Schauwerkstätten“ hätten einrichten sollen. Es ist erstaunlich, welchen Mangel an praktischem Blick er dabei bekundet. Wir haben die Frage reiflich geprüft und sind uns bald darüber klar geworden, daß in den Schauwerkstätten nichts Anderes als die Technik der Arbeit, die übrigens interessant genug ist, gezeigt werden konnte, daß aber jeder Versuch, auch die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in ihnen darzustellen, an den großen persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten der Ausführung scheitern und nur zu einem unwürdigen und lächerlichen Komödienstücke führen würde. Wie kann man ernsthaft verlangen, wir sollten im Ausstellungsgebäude neben anderen eine „Koj“ mit einer Hasenhaarschneiderei herstellen und zehn Wochen lang den Besuchern darin Gelegenheit geben, „mit eigenen Augen“ zu sehen, „wie sich Thierfelle und Hasenhaare, Schmutz und Staub in einer kleinen Küche ausnehmen, auf deren Herd für Mann und Kinder das Mittagessen brodelt“. Wir hätten dann natürlich, um realistisch zu sein, auch die nöthige Anzahl Kinder für diese Koj engagiren, für das nöthige Kindergeschrei und auch wohl für den Ausbruch von Scharlach oder Diphtherie in der Koj sorgen müssen. Aber ich bin über-

zeugt: wie wahrheitsgetreu wir es auch gemacht hätten, Wittmann hätte doch dabei noch „Ungeprüftes und Unkritisches“ entdeckt.

An unseren Photographien hat er zu bemängeln, daß sie, gerade weil es Photographien seien, „nur mit starkem Vorbehalt als Darstellungen der Wirklichkeit gewürdigt werden“ könnten. Sollten wir aber wegen der Mängel photographischer Aufnahmen, die doch jeder ernsthaftige Besucher der Ausstellung kannte, ganz auf die Ausstellung von Photographien verzichten?

Verächtlich bemerkt Wittmann dann weiter, die Ausstellungsleitung habe „sich der Illusion hingeben“, sie werde durch die Arbeitgeber die Verkaufspreise der ausgestellten Gegenstände erfahren und auf den Etiketten anbringen können, und sei dann enttäuscht worden. Auch darin irrt er gründlich; so wenig weiterfahren waren die Ausschüsse, in denen hervorragende Kaufleute und Fabrikanten, Gewerbeinspektoren, Gewerkschaft- und Handelskammersekretäre saßen, nicht. Vielleicht ist über keinen Punkt so lange debattirt worden wie über die Frage der Verkaufspreise; auch Wittmanns Gründe gegen die Stellung der Frage sind im Voraus eingehend gewürdigt worden. Die Gründe für die Stellung der Frage, auch wenn nur wenig: Antworten zu erwarten seien, überwogen schließlich.

Ähnlich verhielt es sich mit den übrigen Bedenken und Anregungen Wittmanns; sie sind schon während unserer vorbereitenden Arbeit von uns erzwungen worden. Unerklärlich ist uns das mangelnde Wohlwollen des Kritikers, der in Frankfurt nur das absolut Vollkommene gesucht zu haben scheint, während er gern bereit war, in Berlin die „obwaltenden Schwierigkeiten, sachlichen Unzulänglichkeiten und menschlichen Gebrechen“ zu berücksichtigen und das berliner Werk als ein höchst gelungenes, kaum zu übertreffendes zu preisen.

Zu unserer Freude steht Wittmann mit seinem abfälligen Urtheil über die frankfurter Heimarbeitausstellung fast allein. Sachkundige Beurtheiler, die sich die Mühe gegeben haben, auch die großen Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen hatten, kennen zu lernen und zu würdigen, haben, wenn sie auch für die Unvollkommenheiten unserer Leistung nicht blind waren, doch in unseren Darbietungen so viel entdecken können, daß sie von unserer Arbeit eine wirkliche Förderung der wissenschaftlichen Erkenntniß und der Sozialreform erwarten. Eine besondere Genugthuung war es für uns, daß gerade die wissenschaftlichen Leiter der berliner Heimarbeitausstellung zu den Ersten gehörten, die unserem bescheidenen Werk diese Anerkennung zollten.

Frankfurt a. M.

Professor Dr. Paul Arndt.



## Segesta.

**S**zwischen Bergen erhebt sich auf einsamen Wiesen der Tempel.

Einige meinten, so schön sei kein anderer. Höflich beiführend, nickte Egon Reichert und schwieg. Sie fragten. „Was haben Sie denn nur gegen ihn?“

„Er spricht mich nicht an. Das heißt: doch, als während schönes landschaftliches Bild. Besonders von Weitem. Es war doch wundervoll, als plötzlich in der Ferne, wie eine Erscheinung, der griechische Säulentempel dort in der stillen Bergwelt erschien. Hell beleuchtet, dahinter auf den Höhen fliegende violette Schatten, aufgetürmte weiße Wolken und ein Vordergrund von alten Oliven. Und jetzt finde ich überaus reizvoll, wie das Gras im Tempelraum spricht, mit weißen Blumen befernt, wie die stengelschönen grünen Schatten der Säulen auf dem Rasen fallen. Aber es ist ein seelenloses Gebäude, kein Tempel: er blieb unfertig, war nie geweiht. Hier ist Niemand in Ehrfurcht erschauert, hier wurden keine gestammelten Gebete erhört, hier duftete kein Weihrauch, erhob sich kein marmornes Bild. Die Verbannten haben seiner nicht mit sehnsüchtiger Liebe gedacht. Es ist ein gutes Beispiel dorischer Architektur, ein anmuthiges antik-olympisches Bild.“

Er führte sie nach dem Abhang. „Ist dieser gewundene Felspfad nicht jenseit? Die je Klamm mit dem rauschenden Wasser. Mit dieser Tempelstucht waren gewiß verloren gegangene schaurige Sagen verknüpft.“

Sie zogen nach der Akropolis.

„Politisch“, sagte Professor Kretschmann, „hat Segesta einen üblen Klang. Zweimal hat sie furchtbare Kriege auf ihrem Gewissen. Es war auch unvornehm, wie man den Athenern Sand in die Augen streute. Als sie Athen um Hilfe angingen, schickte man Vertrauensmänner hierher, um über die Aussichten und über die Finanzlage ins Klare zu kommen. Die Gesandten wurden köstlich bewirthet. Diese naive Diplomatie war gewiß schon bei den Sikelern im Gebrauch. Außerdem wurden jedoch die Athener durch die erborgte Pracht vieler goldenen Stunngeräthe gröblich gesäußt.“

Von der Akropolis sahen sie umher. „Ungefähr dort, am Fiume Treddo“, sagte Egon Reichert, „war die große Schlacht am Krimisos. Mir ist diese Schlacht besonders sympathisch; vermuthlich waren einige meiner Vorfahren dabei.“

Sprachloses Erstaunen.

„Ja, wir sind aus Spanien.“ Schauernd: „Mit Denen vom Osten haben wir auch nicht das Allergeringste gemein. Nach den neuesten Untersuchungen waren die spanischen Juden keineswegs Hebräer, sondern Karthager, die während der späteren römischen Herrschaft sich zu den monotheistischen Lehren der Synagoge bekannten. Ich habe ja gar nichts Besonderes für die Punier übrig; wahrscheinlich hätte ich andere Rassen bevorzugt. Leider wurde ich nicht befragt.“

Diese Schlacht am Krimisos war pitoresk. Sie erinnern sich an Timoleon, diese Idealgestalt unter den Herrschern von Syrakus. Er ging gegen die immer mächtiger werdenden Karthager vor. Diese stützten ein gewaltiges Heer. Nicht, wie sonst üblich, kämpften fremde Soldner. Iberer, Kelten, Ligurer. Diesmal zog die heilige Schaar, die Blüthe des karthagischen Adels, „rash, inconsiderate, fiery, voluntary“, in das Feld. Es ist eine der vielen Schlachten, in denen nicht das stärkere Heer, nicht die gerechte Sache, wohl aber der tüchtigste Feldherr siegte.

Die Karthager rückten in sechsfaßer Uebermacht vor. Erst kamen die Streitwagen, dann die unübersehbare Zahl der patrizischen Krieger. Sie trugen schwere, prächtige Rüstungen und glänzende, weiße, riesige Schilde. Hinter ihnen kamen die Söldnermassen. Rasch ging Timoleon ihnen entgegen; ein erbitterter Kampf entspann sich. Die behenden Griechen drangen verwirrend in die Reihen. Das Wetter half ihnen, ein stürmischer Gewitterregen peitschte den Feinden ins Gesicht; die schwere Rüstung erwies sich als verberblich; wer auf dem schlammigen Boden stürzte, konnte sich nicht erheben. Sie kämpften gut, aber die Griechen drangen vor und auf der Flucht ertranken die Ritter im Fluß oder versanken in dem ausgeweideten Ufern. Es war ein vollständiger Sieg. Eine Menge von Gold und Silbergeräthen fand sich im verlassenem Lager, um das Zelt des Timoleon kauften sich herrlich getriebene Schilde und die kostbarsten Panzer. In den Palästen von Karthago schrie man in verzweifeln dem Schmerz, rang die Hände und raupte sich das Haar.\*

Sie sahen auf das weite Land und stellten die einzelnen Punkte fest. „Dort ist also das Schlachtfeld von Salafimi“, sagte Frey von Vohen. „Lieber Kreisemann, erzählen Sie uns doch über Garibaldi; wie er die Bourbonen schlug.“

Professor Kreisemann sah Egon Reichert an. „Wissen Sie Bescheid?“ „Gar nicht.“ „Weshalb“, fragte Frey Vohen, „sollte uns Garibaldi eigentlich weniger interessieren als Dyonisius und Roger von Lorja?“

„Sie haben Recht“, gab Professor Kreisemann zu. „Warum beschäftigen wir uns so einseitig mit dem alten Italien?“

„Das Leben ist eben um zwölf Monate im Jahr zu kurz gerathen.“ meinte Egon Reichert.

Vom griechischen Theater sahen sie auf die schöne Ebene mit den fernen Bergen und Vorsprüngen der Küste, mit den Buchten des weichenblauen Meeres.

„Werkwürdig“, sagte Professor Kreisemann, „daß man doch immer wagt, den Alten Sinn für landschaftliche Schönheit abzuspriechen. Mit welchem raffinierten Verständnis haben sie hier und in Taormina die Lage des Theaters ausgesucht!“

Egon Reichert wurde etwas rabbiat. „Weil der Durchschnittsaffessor oder Industrielle oder Oberlehrer seine Ferien zum geunden Hochgebirgsstrogeln verwendet, weil er landschaftlichen Reiz nach der Meterhöhe bemißt, weil Natur ohne flüssige Ungeträme von Gebirgsflüden ihm nur ‚Gegens‘, nicht ‚Landschaft‘ ist, darum sieht er auf die feinkühlenden Rationen der Erde, denen Hochgebirge ‚horridus‘ war, herunter. Die Alten, auch ihr Abglanz, die Renaissancemenschen, hatten ja vollendete Empfindung für landschaftlichen Reiz. Wie sind die Tempel von Neжина, von Sunium in die Gegend heretinkomponirt, wie klein, wenn auch ohne Ueberschwänglichkeit, die Andeutungen in ihren Gedichten, wie verstanden sie, alle anmuthigen Verbindungen von Meer und Fluß und Hain, von fernblauen Bergen und quellenreichen Waldschluchten zu genießen! Jedes Zimmer im Landhaus eines Reichen war nach einem besondern Ausschnitt der umgebenden Natur gerichtet. Lassen sich unsere Architekten hierauf ein und verlangen es die Besteller? Wir Modernen versenken uns bekanntlich in die Natur; unsere Villen, Badeorte und Sommerfrühen schänden und vernichten alle landschaftliche Schönheit. Die Alten hingegen haben durch ihre Säulengänge und Treppen und Kaskaden und Statuen, durch zauberhafte Gärten die Natur erlebt und verschönt. Bewußt ihr unendlich subtile Naturgefühl hatte Völk. u.; sie übersehen, daß auch das Hochgebirge, auch öde Halben

und farblose Nordseeebünen ästhetische Reize besitzen. Sie waren durch formale Linien-schönheit verwöhnt: so übersehen sie den Zauber einer schwankenden Stimmungse-motion. Goethe war dem modernen Stimmungskultus nicht zugänglich. Ueber Nebel-schleier und Schluchengeheimnisse hat er talentvoll geschrieben. Sein Gefühl für Land-schaft war allseitig; doch nähert er sich dem der Antike unendlich mehr als dem Land-schaftsideal der vorhin schon erwähnten Industriellen, Oberlehrer und Affektoren."

Professor Kretschmann hatte Das, wonach er strebte, gefunden. „Dort ist der Frygberg. Von hier aus sah man den hochheiligen Aphroditetempel leuchten. Die Segestaner lebten angefixt ihrer Göttin."

„Sie hatten Freude am Schönen", meinte Egon Reichert. „Eine alte, kunst-volle, eiserne Artemisstatue war ihr Stolz; die Punier hatten sie nach Karthago verschleppt, Scipio Africanus gab sie ihnen wieder. Sie war im strengen Stil; in der Linken hielt sie eine Fackel, den Bogen in der Rechten. Der Verächtlichste aller römischen Statthalter, Verres, erbat sich die berühmte Diana von Segesta; man wußte, was bevorstand, konnte sich jedoch nicht von der Statue trennen. Da quälte Verres die Bürger bis aufs Blut, mit Abgaben, Frondiensten und Prozessen. Endlich gaben sie nach; doch fand sich kein Segestaner, der um noch so hohen Lohn das Standbild vom Sockel entfernen wollte. Aus Pithaeum mußte man einen Barbaren ding'en. Die Matronen und Jungfrauen umstanden ihre heilige Artemis weinend, salbten sie, bekränzten sie, brachten ihr Weihrauch dar. Bis dort hinaus, wo das Stadtgebiet aufhört, gaben sie ihr, klagend, das Geleit."

Noch ein anderer Zug. In der frühen Blüthe der sizilianischen Kolonien betheiligte sich Philippos aus Kroton an einem Feldzug. In Olympia hatte er einst gesiegt und er galt für den schönsten Mann der Hellenen. Er fiel im Kampf. Da errichteten die Segestaner, um seine Schönheit zu ehren, ihm ein Denkmal. Vorhin kamen Männer und Frauen und brachten Opfer dar. Bei uns wird viel über Schönheit geredet und noch mehr über sie geschrieben. Dabei handelt es sich in Wirklichkeit eher um theoretische Aesthetik und um Kunstkritik. Die echte Schönheit, die der Menschen, der Thiere, der Pflanzen, der Flüsse und Seen und Felsen, wird merkwürdig wenig beachtet. Als könnten die Menschen sämmtlich nur sprechen und hören, nicht aber sehen, als wüßten sie nichts von der Freude der Augen. Schönheit wird eigentlich nur bei jungen Mädchen und jungen Frauen erwähnt; da spielen ja recht nahegelegende Nebenmotive mit. Männliche Schönheit ist ziemlich verpönt; nur etwa bei einem Kaiser läßt man sie gelten. Wenn Frauen die Schön-heit eines Mannes hervorheben, ärgern sich alle anwesenden Herren und meinen höhnisch, als handele es sich um einen lächerlichen Makel, nicht um einen beglückenden Vorzug: „Ach ja, Damen gefällt so ein Keuheres wahrscheinlich." Griedchen wäre solcher Stumpfsinn unfassbar. Sie würden sagen: Dabei wird bei Euch jahraus, jahrein auf Hunderten von Kathedern Aesthetik folgerichtig zergliederet, in Hunderten von immer neu erscheinenden Büchern den weitesten Kreisen vorgelegt. Habt Ihr keine Augen? . . . Kennen Sie vielleicht," fragte er den Professor Kretschmann, „den englischen oder vielmehr irischen Philologen Mahaffy?"

„Nur dem Namen nach."

„Er hat fein und vernünftig über das schwierige Gebiet antiker Knaben-schönheit geschrieben. Er schildert den fast mädchenhaft zarten Charakter der Knaben-erziehung. Bescheidenheit, unschuldige Reinheit, achtungsvolle Rücksichtnahme wurden



verlangt. Stets waren sie unter den Augen der Pädagogen; die Jünglinge wurden vor jedem unehlen Lusthauch bewahrt. Denken Sie an den Ausdruck des himmlischen Ephebestypus der Griechen, an den fast melancholischen Duft sanft zurückhaltender Jartheit. So die Grotstatuen, die in den Gymnasien standen. Dabei keine Verweichlichung: Musik, Dichtkunst und Tanz wurden gepflegt, aber vor Allem richtete sich der Ehrgeiz auf die höchste Entwickelung von Kraft, Gewandtheit, Ausdauer und Muth. Doch hat selbst jene Portraitstatue eines jungen Faustkämpfers der Phidias-Zeit eine milde, schwermüthige Schönheit. So anziehende Jünglinge hat noch niemals die Welt gesehen. Auch heute wird in den „besten Kreisen“ verheiratheter Herren die Gegenwart lieblicher, feingebildeter, unschuldiger junger Damen nicht nur anregend, sondern gewissermaßen aufregend empfunden. Obwohl Jeder weiß, daß unmoralische Verwickelungen aus dem Verkehr entstehen könnten, würden selbst die strengsten Sittenrichter diese ästhetisch verfeinernde Würze der Geselligkeit nicht verbannen. So war es nicht nothwendig das Zeichen lafterhafter Triebe, wenn ehrbare Männer sich über eine neue Schönheit, über einen Jüngling, der zum ersten Mal im Gymnasium erschien, unterhielten. Dürfen doch auch die würdigsten Familienväter unter den Parlamentariern nach einer Court die Erscheinung einer bildhäßlichen jungen Borgestellten mit Wärme schildern. Wenn bei dem Gastmahl, das Callius auf seiner am Piraeus gelegenen Villa gab, einige Gäste durch die Schönheit des jungen Autolykus so geblendet wurden, daß sie zuerst sprachlos saßen, so braucht Das nur lebhafteste ästhetische Empfänglichkeit zu bedeuten.

Für die großen Festzüge der Athener wurden auch die Greise nur nach ihrer Schönheit gewählt. Ihr Anblick verursachte den Zuschauern eine helle Freude. Liebliche Kinder anzusehen, war ihnen ein künstlerischer Genuß. Die reichen Römer und Römerinnen umgaben sich mit nackten kleinen Kindern, den „*deliciae*“, den „*conlasores*“, wie sie sich auch mit Blumen und Statuen umgaben. Dieser ästhetischen Augenweide entspringen ja alle Putten und Amoretten des Alterthums, der Renaissance, des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts . . . Wenn ich die entzückende Schönheit kleiner Kinder genieße, im Bann der Reize dieser Linien, dieser Farben, dieser Wesen die Augen nicht von ihnen zu lassen vermag, dann sagen die Eltern, die ihre Sprößlinge vergöttern und andere Kinder kaum beachten: „Ach Gott, wie rührend, er hat also doch ein Herz! Er sehnt sich nach dem ihm verschlossenen Familienglück.“ Dann flüstern die Bekannten zusammen und dreimal führe ich die selbe junge Dame zu Tisch. Das erbittert mich und ich verreise nach dem Säben. Oft erbaue ich mich im Zoologischen Garten an der wunderbar ausdrucksvollen Schönheit der Raubthierinnen, an der Grazie der kleinen Antilopen, an dem Farbenreiz exotischer Vögel. Treffen mich dort Freunde, die der Provinz Berlin zeigen müssen, so sind sie erkannt, vermuthen zoologische Interessen oder eine ärztlich verordnete Bewegungskur. Der Genuß des Sehens ist heute nur noch als verkümmertes Rudiment vorhanden.\*

Sie kamen an einer herrschaftlichen Besitzung vorbei. In einer Ecke erhob sich ein feudaler Thurm. Vor der Villa war ein schmiedeeisernes Thor; in üppiger Fülle umhüllte es eine Wignonia mit großen weißen Blüthen, mit Blutstropfen im Kelch. Der Weg war mit Gras bewachsen, die grünlich blauen Wäden waren geschlossen. Sie pflückten sich Strauße der herüberhängenden Ranken.

Marie von Dunfen.

## Franz Stuf.

Es sind jetzt gerade zehn Jahre her, seit meine Monographie über Stuf niedergeschrieben wurde. Zehn Jahre: in unserer launenhaften Zeit eine Spanne, während der sich die Kunst und die Kunstanschauung vermutlich öfter verändert hat als früher in einem Jahrhundert. Wenigstens auf dem Papier, das den Tummelplatz für jene vierundzwanzig Größen abgiebt, die, bald so, bald so zusammengestellt, immer neue Legionen von Geistesverkündern bilden. Doch das Schicksal der Kunst wird nicht in Wortgefechten entschieden, sondern von Werken getragen; und auch eine varietéklüsterne Zeit erlebt in der Kunst längst nicht so viele „Epochen“, wie sie glauben machen möchte und vielleicht selber glaubt. Was sich entwickelt, springt nicht. An der Kunst unserer Zeit ist nur eine besondere Reizung zu Seitensprüngen bemerkbar und auch an diesen beteiligten sich nicht so sehr die Künstler wie die Kunstklärer, die sich heutzutage mit der selben Vorliebe als Verwandlungskünstler produzieren, mit der ihre Vorgänger ein monumentales Beharrungsvermögen bewährten. Sie kommen damit augenscheinlich einem Bedürfnis ihres Publikums entgegen, das, wenn es auch ganz gewiß nicht ausschließlich aus Snobs besteht, so doch sicherlich stark snobistisch unterwachsen ist. Muhte man sich früher allzu oft über das Gebahren und den Einfluß jener Temperamente beklagen, für die der vorwärtsstrebende Künstler den Wildenamen der „Hilfsbremser“ in Anwendung brachte, so könnte man heute, im Gegensatz dazu, von der Gilde der kritischen Chauffeurs reden, die dem Rotor ihres nie ruhenden Novitätenbedürfnisses unausgesetzt die höchste Geschwindigkeit abnötigen (und dabei unausgesetzt die lautesten Lärmtrompeten ertönen lassen).

Es giebt zweifellos auch Künstler, die von diesem Wesen beeinflusst werden. Ihr Talent, allzu irritabel nervös, kommt nicht recht zu sich selber in dem unausgesetzten Begehren, mit Dem Schritt zu halten, was es sich als „modern“ auffuggeriren läßt, während dieses Moderne doch nur das Modische ist. Diese Begabungen haben etwas Keuchendes. Es fehlt ihnen der lange Athem, der nicht bloß für die Kunst des Gesanges eine Nothwendigkeit ist. In dem Bestreben, um jeden Preis interessant zu sein, werden sie allzu oft absurd und im allzu heftigen Bemühen nach Originalität verlieren sie ihre Natur. Immer „berechtigen sie zu den schönsten Hoffnungen“: erfüllen sie aber nie, weil in ihnen selber der Hoffnung das feste Ziel fehlt. Man kann sagen: sie kommen nie aus der Periode des Stimmwechsels heraus; und Das macht sich bei einem Mann schließlich komisch, obwohl das Phänomen immerhin „interessant“ bleibt.

Es ist eine bedauerliche Zeiterscheinung, die damit festgestellt werden mußte: sie offenbart auch auf dem Gebiete der Kunst die Zeitkrankheit Neurosität, die durchaus etwas Anderes ist als die jedem Künstler in einem gewissen Grade angeborene „Reizbarkeit“. Leider hängt eine andere Zeiterscheinung damit zusammen, die nicht weniger unerfreulich ist: die Neurosität im Publikum. Sie ist der Nährboden des Snobismus. Ein Snob ist ein Mensch mit perversen Kunstinstinkt. Der gerade Trieb zum Kunstgenuß wünscht, in diesem aufzugehen. Er sucht die Kunst als Trost, Bereicherung, Sammlungskraft. Sein Streben ist, die Kunst zu finden, die ihm in diesem Sinn gemäß ist. Hat er sie gefunden, so bleibt er ihr treu: und um so treuer, je mühsamer das Suchen war, das hier immer ein Lernen ist: auch ein Sichselbstkennenlernen und Sichausbilden. Anders der pervertierte Trieb zur Kunst. Er will im Genuß nicht aufgehen, sondern sich an ihm aufregen. Nicht Liebe, sondern Eitelkeit, sucht er weder Trost, Bereicherung noch Sammlung, sondern Riegel, Bspiegelung, Zerstreuung. Eine bestimmte, ihm gemäße Kunst braucht er darum nicht zu suchen, denn jede neue Kunst gewährt ihm, was er braucht, nachdem die jeweils letzte Mode sich an ihm erschöpft hat. Wer bleibt einer Mode treu? Die Voraussetzung zum Modemitmachen ist die Untreue. Mitmachen: Das ist's. Daher: kein Lernen, sondern Annehmen. Am Wenigsten aber ein Sichselbstkennenlernen und Sichausbilden. Wozu auch? Es handelt sich darum, nicht auch Einer, sondern Einer von Vielen zu sein. So strebt der Snob nicht nach Persönlichkeit, sondern nach Illure. Die Kennerallure, die Illure des Verzückten, die Ueberwinderallure wechseln, je nach dem kritischen Zuschneider, munter mit einander ab.

Man kann auch von diesem Phänomen, das gleichfalls Etwas von einer abnorm dauerhaften Stimmwechselperiode an sich hat, sagen, daß es schließlich komisch wirkt. Aber sein epidemisches Auftreten ist nicht unbedenklich. Krankheiten sind, auch wenn sie komische Symptome haben, nie wesentlich spaßhaft. Wenn das Snobthum noch weiter um sich greift, ist zwar nicht unsere Kunstentwicklung ernstlich gefährdet (denn diese beruht auf Kräften der Gesundheit, die stärker sind als alles Angekränkelte eines schließlich vorübergehenden „Zeitgeistes“), aber das Verhältniß zwischen Kunstschaffenden und Kunstgenießenden kann dadurch doch recht fatal beeinflusst werden. Und auch der stärksten schaffenden Kraft fehlt eine mehr als wünschenswerthe: eine nothwendige Hilfe, wenn ihr der innere Einklang mit den aufnehmenden Kräften fehlt.

Zum Glück hat es den Anschein, daß die ästhetische Epilepsie des Snobismus nicht im Zunehmen, sondern im Abschwellen begriffen ist. Als Symptom dafür darf angemerkt werden, daß trotz etlichen Versuchen, auch die Kunst Studt's zum alten Eisen zu werfen, die Schätzung dieses Künstlers immer mehr ins Weite gedrungen ist. Dieser Erfolg ist freilich das sicherste Mittel, einen Künstler bei den Snobs um jeden Respekt zu bringen; aber mit diesem Er-

folg wird der Künstler gleichzeitig in die glückliche Lage versetzt, sich um Respekt oder Verachtung des Snobthums nicht mehr kümmern zu müssen: er befindet sich in einer Höhe der Anerkennung, bis zu der die Wellen des Rodeschwankens nicht hinandringen.

Dort sehen wir nun auf festem, selbstgefügtem, aus Werken errichtetem Postament Franz Stud; und wir sehen ihn immer noch auf seine ruhige, unbekümmert selbstsichere Art weiterschaffen. Das Schielen nach der Anderen Art hat er noch nicht gelernt und er empfängt noch immer die Lobung seiner Kunst aus sich selber und nicht von außen her.

So ist Dem, was vor zehn Jahren geschrieben wurde, Wesentliches kaum hinzuzufügen. Nur etwa Dieses:

Es gab in dieser Dekade so Etwas wie eine Kunstpause, während der man eine gewisse Ermüdung bemerken mochte. Impulschwache Bilder ohne die gewohnte Tiefe der Farbe und weniger plastisch, voll und rund schienen Anzeigen abnehmender Kraft oder verminderter Lust am Schaffen zu sein. Es fehlte sowohl der bezwingende Eindruck des Inspirirten wie die sinnliche Fülle und Pracht. Keine Würfe, sondern Arbeiten: beinahe Venja.

Diese Pause, über die sich nur Der wundern kann, der für die Mächtigkeit des vorher Geleisteten keine volle Empfindung und kein Verständniß für das heilsam Nothwendige solcher Zwischenzeiten der Zurückhaltung hat, ging schnell vorüber. Auf die Werke der halben Kraft folgten wieder solche der ganzen und in ihnen ersetzte die „schenkende Tugend“ des Künstlers überreichlich, was sie eine Weile schuldig geblieben war. Zumal das Edelsteinhafte der Farbe ist in ihnen noch tiefer, glühender geworden und auch die zeichnerische Haltung hat an schlechthin klassischer Sicherheit noch gewonnen.

Die sterbende Amazone und Salome sind die schönsten Beweise dafür. Von einer Abnahme der künstlerischen Kraft Studs kann keine Rede sein; auch nicht von einer Verminderung seines Reichthums an gestaltender Phantasie. Geschwächt scheint nur sein Trieb ins räumlich Große. Und Dies muß sehr bedauert werden bei einem Meister, der entschieden die Kraft zu monumentalen Schöpfungen besitzt.

Man vermag auch nur schwer daran zu glauben, daß sein Begehren, sich groß zu äußern, wirklich eingeschlafen ist. Es wird eher Resignation, Verzicht wider Willen sein. Er streckt sich nach der Decke, weil er muß. Seine Kunst will schmücken: und muß daher auf die Räume Rücksicht nehmen, die heute in Privathäusern künstlerischem Schmuck zur Verfüzung stehen. Denn Stud ist eigentlich kein Maler für heutige Sammler: er brauchte, sich ganz zu entfalten, die großen Wandflächen von Palästen. Nicht um sie *al fresco* zu dekoriren; ich glaube nicht, daß ihn Dies reizen würde. Aber er könnte (und möchte wohl auch) gleich den alten Venezianern riesige Rahmenbilder

voll Pracht und farbiger Tiefe schaffen, von denen ganze Säle Glanz und Gluth und die große Stimmung signoriler Lebensbejahung erhielten, — als welche recht wenig mit dem intimen Behagen des Sammlers am Stückfürstück seiner Liebhaberei gemein hat.

Man kann sagen: Stud ist ein Unzeitgemäher, der zwar die Fähigkeit besitzt, sein Talent mit sehr besonnenem und sicherem Takt dem im Grund Kleinlichen Kunstbedürfniß seiner Zeit anzupassen, dessen eigentlichsste, höchste Kraft aber nicht zur Geltung zu kommen vermag, weil seine Zeit keine Aufgaben für ihn hat.

Diese Zeit ist, trotz den spargelüppig aufschiehenden „Herrennaturen“, gar nicht signoril. Man kann Das von dem und jenem Standpunkt aus erfreulich finden: mit den Augen der Sehnsucht nach einer ästhetischen Kultur angesehen, ist es bedauerlich. So lange nicht das ganze Volk kulturadelig, ein Demos von lauter Aristokraten des Geschmacks ist (und bis dahin ist der Weg noch weit), kann eine wirklich große Kunst nur gedeihen unter dem fördernden Schutze wirklich großer Herren, denen Kunst ein Bedürfniß, und zwar sowohl ein rein persönliches Bedürfniß wie eine Nothwendigkeit von Standes wegen ist: die höchste äußerliche Auszeichnung vor der Masse, die rein ästhetische Bedürfnisse noch nicht kennt. Ein solches Bedürfniß hat Voraussetzungen, die von den Kreisen nicht erfüllt werden, die heute, so weit äußere Machtmittel in Betracht kommen, die grands seigneurs umfassen. Die wichtigsten dieser Voraussetzungen sind: Tradition; Sicherheitsgefühl im Besitz der Macht; otium cum dignitate; angeborenes Adelsbewußtsein; Erziehung nicht zum Dilettiren, sondern zum Genuß. In den signorilen Zeiten der Vergangenheit finden wir Dies nicht nur bei den Kunstförderern großen Stiles wie Lorenzo Magnifico, sondern auch bei der Menge der kleinen Souverains und regirenden Standesherrn; und wir finden es bis hart an den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Seitdem aber giebt es in diesem Sinn keine wirklich großen Herren mehr; ist die Zeit gekommen, in der Niemand mehr Zeit hat: auch die Fürsten nicht. Denn, wie beinahe Alles, ist auch die Macht fragwürdig geworden: auch die des Reichthumes. Alles steht auf dem Qui vive. Die Erholungspausen aber werden begreiflicher Weise mit Zerstreuungen ausgefüllt, statt mit Genüssen, die Sammlung erheischen.

Es giebt noch Fürsten, die sich als Kunstförderer fühlen und danach bemühen: *vestigia terrent, ars fugit*. Dieses Kapitel gehört nicht in die Kunstgeschichte. Und es giebt reiche Leute, die sammeln. Sie sind hohen Lobes würdig, aber nicht des höchsten. Sie unterstützen die Kunst, aber sie regen sie nicht an. Abnehmer: nicht Förderer.

Bleibt der „Staat“. Wer bleibt? Die „Kommissionen“. Dieses Kapitel gehört in das Kuriositätenkabinet der Kunstgeschichte.

Über gesagt auch, der Staat würde (was nicht undenkbar erscheint, da er in der Architektur entschieden bessere Wege eingeschlagen hat) monumental angelegten Künstlern, also auch Malern, monumentale Aufgaben stellen, so wäre doch (wie ich nun glaube) für Stuck kaum viel zu hoffen. Seine Kunst ist nicht für Alle. Das Verdikt des Deutschen Reichstages damals, der dem Meister seine Entwürfe bezahlte, weil sich Der nichts abhandeln ließ, ihre Ausführung für das Parlamentsgebäude aber voll Entsetzen ablehnte, sprach mit sicherem Zeitinstinkt die Wahrheit aus, daß Stucks unzeitgemäße Kunst sich nicht zur Repräsentation des heutigen deutschen Geschmades eignet. Der Niederbayer Franz Stuck gehört, wie alle Künstler, die in dieser Zeit Größe haben, zu den guten Europäern, für deren Werke es augenblicklich nur Schlusswinkel, aber keine eigentliche Öffentlichkeit giebt.

Möchte ich doch Lügen gestraft werden! Ich will mich gern als schämlich überführten detractor temporis bekennen, wenn der alte oder neue Adel jenes echte, umfassende, signorile Kunstbedürfniß beweist, das ich bisher zu bemerken noch nicht das Vergnügen hatte, und wenn Werke monumentalen Stiles von Stucks Hand durch den Staat angeregt und vom Publikum mit allgemeiner Begeisterung begrüßt werden. Es wäre ein prachtvolles Schauspiel.

Bis sich der Vorhang dazu erhebt, wollen wir mit unvorzinderter Freude das Schauspiel genießen, das uns der Anblick eines ruhig und redlich Schaffenden gewährt, der, wenn auch unter nothgedrungenem Verzicht auf volle Entfaltung seiner eigentlichsten Kraft, Werk für Werk jene Schönheit mit lebendigem Inhalt verkündet, die immer modern (Das heißt: immer Leben) ist, obgleich sie manchmal als unzeitgemäß empfunden wird.

Sifian.

Otto Julius Bierbaum.

Unseren jungen Malern fehlt es an Gemüth und Geist; ihre Erfindungen sagen nichts und wirken nichts; sie malen Schwärzer, die nicht hauen, und Pfeile, die nicht treffen; und es dringt sich mir oft auf, als wäre aller Geist aus der Welt verschwunden. Alle Rauberität und Sinnlichkeit ist verloren gegangen. Wie will aber ein Maler ohne diese beiden großen Erfordernisse Etwas machen, woran man Freude haben könnte! Ich habe nun der deutschen Malerei über fünfzig Jahre zugehört (ja, nicht nur zugehört, sondern auch von meiner Seite einzuwirken gesucht) und kann jetzt sagen, daß, so wie Alles jetzt steht, wenig zu erwarten ist. Es muß ein großes Talent kommen, welches sich alles Gute der Zeit sogleich aneignet und dadurch Alles übertrifft. Die Mittel sind alle da und die Wege gezeigt und gebahnt. Es fehlt jetzt, wie gesagt, weiter nichts als ein großes Talent; und dieses, hoffe ich, wird kommen; es liegt vielleicht schon in der Wiege und Sie können seinen Klang noch erleben. (Goethe zu Erdmann)



## Kraft und Stoff in der Technik.

In der Beherrschung des gegebenen Stoffes oder Materiales bestand die niedere Technik. Was uns aus dem Alterthum an Wundern der Technik berichtet wird, beschränkt sich fast ausschließlich hierauf. Um die quantitative Beherrschung des Stoffes handelte es sich bei der Massenhäufung, beim Pyramidenbau, bei den Aquädukten, Kanälen. In der qualitativen Behandlung des Materials wurde der Techniker vielfach mehr zum Diener des Künstlers, so beim Bronzeßuß, der Goldschmiederei und Waffenherstellung. Aber auch die Chemie hatte hier ihren Antheil; zum Beispiel: an den Balsamirungsmitteln. Die hochentwickelte Mathematik rechnete zwar auch schon mit Kräften, aber fast ausschließlich mit Schwere und Festigkeit, den ruhenden Kräften der Statik, die zum Baueisen erforderlich waren. Die ganze mittelalterliche Physik hat noch wenig mit den bewegenden Kräften der Dynamik anzufangen gewußt. Dagegen hat uns diese Zeit in der Stoffgewinnung und Stoffbearbeitung vorwärts gebracht. Zuerst in der Feinmechanik zur Blüthezeit der Zünfte und später mit der ausgiebigeren Verwertung des Eisens.

Die dualistische Weltanschauung verhinderte, daß man auf deduktivem oder spekulativem Wege zu dem Gedanken der Einheit von Kraft und Stoff, der Verwandtschaft des Einen in das Andere gelangte. So wartete die Welt Jahrhunderte lang auf einen Zufall, der diese Möglichkeit praktisch zeigte. Hunderte werden die selben Beobachtungen bereits früher gemacht haben. Aber erst das Verständniß eines Eingeweihten konnte sie beim Experiment zur induktiven Forschung erheben. Dieser Mann war der deutsche Professor Papin, der die Kraft des gespannten Dampfes theoretisch und praktisch studierte. Und noch gehörte ein Praktiker dazu. Das war James Watt, der von 1765 bis 84 durch seine Verbesserung des Steuermechanismus die Maschine so vervollkommnete, daß ihre wirtschaftliche Verwendung rentabel wurde.

Haben diese beiden Männer nun den Elementen der Natur neue Wege gezeigt, gleichsam Möglichkeiten ihrer Bethätigung neu geschaffen? Nein. Sie haben nur, bevor ein anderer Forscher der Menschheit die wirkliche Einsicht in diese Naturvorgänge offenbarte, ihr die Möglichkeit gezeigt, von diesen Vorgängen zu profitieren, sie in einem Theilstückchen zu lenken und zu beherrschen. Dieser andere Forscher war Robert Mayer, der 1842 das Gesetz von der Erhaltung der Energie aufstellte. Eine Kraftart, die Wärme, wird auf dem Umweg über die Elastizität eines dehnbaren Gases in „mechanische Bewegung“, also eine andere Kraftart, umgewandelt. Jeder brennbare Stoff (der also Wärme abgibt) stellt einen natürlichen Kraftspeicher dar. Wir nennen diese Kraft latent, schlummernd. Die Verbrennung ist aber nichts Anderes als die Verbindung des in der Luft reichlich vorhandenen Sauerstoffes mit einem an;

deren Stoff, zu dem er große chemische Affinität (Anziehungskraft) besitzt. Dieser Vorgang braucht sich nicht plötzlich durch Verbrennung zu vollziehen, sondern kann auch allmählich vor sich gehen; wir nennen ihn dann Oxydation. Während des langen Bestandes der Erde ist auf diesem Wege zum größten Theile bereits ein Ausgleichzustand eingetreten. Woher soll die Produktion neuer Kraftspeicher rühren? Die Natur hat sich da in einer merkwürdigen Form gehalten, denn auch sie brauchte solche Kraftspeicher.

Man hatte viel zu wenig beachtet, daß der Lebensprozeß ein Verbrennungsvorgang ist. Das kohlenstoffhaltige Eiweiß des Protoplasma wird mit der Athmungsluft oxydirt und erzeugt auf dem Umweg über die Spannung der elastischen Muskeln eine mechanische Bewegung oder Arbeit. Diese langsam gebildete Arbeitskraft hatte man früher ausschließlich in Gestalt des menschlichen und thierischen Organismus zu verwenden verstanden. Die Natur braucht aber für ihren langsamen Vorgang einen ungeheuren Vorrath des erwähnten Brennstoffes. So baut sie sich aus der Nahrung mühselig Millionen von Zellen zum thierischen oder pflanzlichen Organismus auf. Wenn der Tod diesem Spiel ein Ende setzt, ist noch ein gewaltiger Rest vorhanden, den der Mensch nun mit einem Schlag durch Verbrennung in Kraft überführen kann.

Das Besondere der Kohle ist es, daß bei ihrer Entstehung der tote Pflanzenkörper unter Druck und Luftabschluß all der Beimischungen entledigt worden ist, die weniger gut brennen. Wir haben also eine Konzentration der latenten Kraft auf möglichst kleinen Raum und auf möglichst geringes Gewicht. Mit dieser Erkenntniß war ein gewisser Abschluß für den Menschen erreicht; er zehrte hungrig von den reichen Säugen der Mutter Erde und wurde in ihrer geschickten Verwerthung zum Feinschmecker.

Doch eines Tages führte die Vermöhnung in Krafttrapsen auch wieder zu höheren Ansprüchen an den Stoff, Ansprüchen, denen die Natur nicht genügte. Man half künstlich nach, wieder ohne zu wissen, was man that, und neue induktive Forschung schenkte uns im Stahl ein hochwerthiges Material. Lange stritt man darüber, was er sei. Seine chemische Zusammensetzung erklärte nicht, sondern erschwerte das Räthsel. Er fand in seinem Kohlenstoffgehalt zwischen zwei gewöhnlichen Eisensorten. Wieder rechnete man Jahrzehnte lang mit seinen statischen Kräften als etwas Gegebenem, bis man eines Tages sah, daß man sich verrechnet hatte. Als an alten Eisenbahnbrücken einige Theile barsten, sah man an dem Korn der Bruchstelle, daß die geheimnißvollen Spannungskräfte innerhalb des Materials nichts Konstantes waren, sondern sich verändert hatten. Die dauernde Vibration der Erschütterung hatte den Stahl wieder in Eisen zurückverwandelt. Der Unterschied zwischen Eisen und Stahl mußte also in der Schichtung und Gruppierung der Metallmoleküle bestehen. Nun sah man, was man bei der Stahlfabrikat'on gethan hatte. Man



hatte, anders als bei der Kohle, dynamische Kräfte in statische umgewandelt. Die dynamischen Kräfte hatte man der Verbrennung der dem Roheisen beigemengten Stoffe, Schwefel, Phosphor und Silizium entnommen. Und man hatte das Material zu Stahl veredelt, indem man diese Kräfte in ihm aufspeicherte. Leider nicht dauerhaft genug; sie hatten sich bei übermäßiger Beanspruchung in der Widerstandsleistung aufgezehrt. Die Größe dieser Kräfte, die Art ihrer Umwandlung ist uns noch unbekannt. Erst die Zukunft muß suchen, mit ihnen zu rechnen.

Aber mit der Möglichkeit des künstlichen, mechanischen Wiederaufbaues hochwertiger Stoffformen war der Kreislauf geschlossen, den der Mensch eröffnete, als er von diesem Speicher der Natur zehrte. Das Bild von der Einheit zwischen dynamischen und statischen Kräften, zwischen der äußeren Bewegung und der inneren Qualität des Stoffes, war so klar erkennbar geworden, daß kein Dualismus mehr an unserer Weltanschauung rütteln kann.

Und nach dieser Einsicht häuften sich Erscheinungen, deren Ähnlichkeit wir bisher übersehen hatten. Wir können damit hoffen, auch bald hinter das Geheimnis der immanenten Kräfte zu kommen: der dauernden Einwirkung eines Stoffes auf andere ohne sichtbaren Kraftverlust. Hierher gehören der Magnetismus, die Ausstrahlungen des Radiums, die Erscheinung des elektrischen Stromes im Leiter und ähnliche Vorgänge, für die es bisher nur recht zweifelhafte Erklärungshypothesen giebt.

Zur Erleichterung der Betrachtung habe ich die Elektrizität bisher aus diesem Gedankengang ausgeschaltet. Scheint doch diese mystische Kraft recht eigentlich die Vermittlung zwischen Statik und Dynamik zu bilden. Hier mit der Hilfe des Magnetismus aus mechanischer Bewegung erzeugt oder wieder bewegend, dort galvanisch aus chemischen Stoffen entstehend und sie im Akkumulator wieder neu mit latenten Kräften erfüllend, erscheint sie besonders zum Neuaufbau von hochwertigen, kraftspeichernden Stoffen berufen. Schon erzeugt sie uns das Kalziumlarbid und bald wird sie in der künstlichen Stickstoffgewinnung selbst der geheimsten Schöpfung organischer Natur, der Zellbildung, künstlich nachhelfen. Denn auch der Dünger ist ein Kraftspeicher gleich der Kohle. Lange schien sie uns die wissenschaftliche Erklärung dieser Vorgänge zu versprechen, als die Elektrolyse zu Berechnungen über die Wanderung der Ionen schritt. Im osmotischen Druck der beweglichen Flüssigkeiten ist eine Form innerer stofflicher Spannungen gegeben, die sich stets sofort in Bewegung umsetzen muß, nämlich in die Diffusion.

Ob die Elektrizität uns nun auf diesem Gebiete zur Erkenntnis führt oder nicht: ihre eigentliche Bedeutung für Weltanschauungsfragen liegt anderswo. Sie ist die einzige Kraftform, die uns eine Vergeistigung des Stoffes zu bieten verspricht. Was dem Menschen in Wort und Schrift die Sprache ist,

Das vermag sie der Materie zu werden, eine Abstraktion, die unabhängig macht von Ort und Zeit, die das Prinzipielle an die Stelle des Individuellen setzt. An die Stelle des körperlichen Transportes tritt im Telephon die Neuerzeugung des Tones in der Ferne, viel einfacher, als wir Ähnliches im Geldverkehr durch Guthaben auf Postanweisung oder Bankkonto erreichen. Zum Ton tritt die Uebertragung von Form und Bild im Fernschreiber und Fernseher. Und wenn wir mit Tausenden von Pferdestärken gewaltige Massen durch Fernübertragung mechanisch bewegen: welche Funktion oder Wesenheit des Stoffes bleibt dann schließlich noch an den Ort gebannt?

Fühlen wir uns alltäglich von der Sonne her viele Lichtjahre weit mit einer gewaltigen Kraftwelle überfluthet, so vertieft sich uns der Unsterblichkeitsgedanke vom Uebergang unserer persönlichen Seelenkraft durch Diffusion auf unsere Umwelt und durch Fernzeugung auf die Nachwelt. Das ist die schöne Harmonie der Empfindung, zu deren Aufbau der harte Daseinskampf, das Verbrennen und Wiederauferstehen in der kühl berechnenden Technik so viel positive Arbeit geleistet hat.

Dr. Hermann Dasse.

Hypothesen sind Gerüste, die man vor dem Gebäude auführt und die man abträgt, wenn das Gebäude fertig ist; sie sind dem Arbeiter unentbehrlich; nur muß er das Gerüst nicht für das Gebäude ansehen. Wenn man den menschlichen Geist von einer Hypothese befreit, die ihn unnötig einschränke, die ihn nötige, falsch zu sehen, falsch zu kombinieren, zu grabeln, statt zu schauen, zu sophistisieren, statt zu urtheilen, so hat man ihm schon einen großen Dienst erzeigt. Er sieht die Phänomene selber, in anderen Verhältnissen und Verbindungen, er ordnet sie nach seiner Weise und er erhält wieder die Gelegenheit, selbst und auf seine Weise zu irren, eine Gelegenheit, die unschätzbar ist, wenn er in der Folge bald dazu gelangt, seinen Irrthum selbst wieder einzusehen. . . . Mit den Ansichten, wenn sie aus der Welt verschwinden, gehen oft die Gegenstände selbst verloren. Kann man doch in höherem Sinn sagen, daß die Ansicht der Gegenstand sei. . . . Der gemeine Wissenschaftler hält Alles für überlieferbar und fühlt nicht, daß die Niedrigkeit seiner Ansichten ihn sogar das eigentlich Ueberlieferbare nicht fassen läßt. . . . Das Wissen beruht auf der Kenntniß des zu Unterscheidenden, die Wissenschaft auf der Anerkennung des nicht zu Unterscheidenden. . . . Was in die Erscheinung tritt, muß sich trennen, um nur zu erscheinen. Das Getrennte sucht sich wieder und es kann sich wieder finden und vereinigen; im niederen Sinn, indem es sich nur mit seinem Entgegenstellten vermischt, mit ihm zusammentritt, wobei die Erscheinung Null oder wenigstens gleichgültig wird. Die Vereinigung kann aber auch im höheren Sinn geschehen, indem das Getrennte sich zuerst steigert und durch die Verbindung der gesteigerten Seiten ein Drittes, Neues, Höheres, Unerwartetes hervorbringt. . . . Wenn wir ein Phänomen vorgezeigt, so sieht der Andere wohl, was wir sehen; wenn wir ein Phänomen ansprechen, beschreiben, besprechen, so übersehen wir es schon in unsere Menschensprache. Was hier schon für Schwierigkeiten sind, was für Mängel uns bedrohen, ist offenbar. (Goethe.)

## Brummell. \*)

Die Heimath eines Richelieu kann keinen Brummell gebären. Mögen die beiden berühmten Vögel einander an menschlicher Vielheit gleichen: sie sind verschieden in Allem, was zwei Rassen trennt, was den Geist einer Gesellschaft ausmacht. Der eine gehörte der neroig-blutvollen Rasse Frankreichs an, die in den Ausbrüchen ihres Ueberflusses bis an die äußersten Grenzen geht. Der andere stammte von den Männern des Nordens, die, lymphatisch und bleich, kalt wie das Meer erscheinen, dessen Söhne sie sind, die aber auch aufbrausen können wie das Meer, jenen Nordländern, die ihr starrendes Blut durch die Flamme der geistigen Getränke (high-spirits) zu erhitzen lieben. Bei gegensätzlichen Temperamenten besaßen doch Beide ein tüchtiges Stück Eitelkeit und ließen sich unbedenkenlich von ihr in ihren Handlungen bestimmen. So fördern sie den Tadel der Sittenlehrer heraus, die die Eitelkeit verurtheilen, statt sie einfach an ihrem Plage zu verzeichnen und zu begreifen. Kann man sich darüber wundern, wenn man bedenkt, daß diese Empfehlung seit achtzehnhundert Jahren unter dem Druck der weltwachtenden Idee

\*) Fragmente aus Barbey's Werk „Vom Tantiqum us d'von G. Brummell“, das Herr Richard Schaulal ins Deutsche übersetzt hat und bei Georg Müller in München erscheinen läßt. Der Verfasser des bekanntesten und graziosesten neuen Dantiqbuchs („Leben und Meinungen der Herrn Andreas von Valisheffer“) war für diese Aufgabe besonders geeignet. Wie er sie sieht, was ihm die Pflicht des „wahrhaftigen Uebersetzers“ scheint, sagt er im Vorwort: „Er soll nur übersetzen, wozu er die lebhafteste Neigung des Wahlerwandten hegt; er soll nur übersetzen, wo er sich gerührt weiß; er soll so übersetzen, daß er in erster Linie ein achtbares deutsches Werk hervorgebracht zu haben sich berüchmen dürfte.“ Ueber Barbey (der 1808 geboren wurde, 1844 den „Brummell“ schrieb und 1889 starb) sagt er: „Barbey's „Brummell“ ist eine Dichtung. Daran können die historischen Hügel, die aus Jesse geschickt erlesenen Anekdoten nichts ändern. Im Dantiqbuch, in dem kalten, gelassenen Zumarten, dem unbewegten Zusehen, wie die Anderen sich ereifern, mußte der hoffende, enttäuschte und immer wieder hoffende, der ungerechte, unbedingte, unbedingene Barbey Das erblicken, was ihm stets entchwand, wenn er drauflosstürmte, es zu fassen. Es ist ein Paradoxon, daß der Sanguiniker die Psychologie des Phlegmatikers geschrieben hat, glänzend geschrieben hat und daß dieser Phlegmatiker, wie ihn der Andere nicht müde wird, zu schildern, den Sanguiniker erst richtig erfassen läßt. Denn der Brummell Barbey's ist vor Allem Barbey's Brummell. Nicht Byron's Worte, nicht Ziffer's sorgfältige Materialien haben Brummell unsterblich gemacht. Dies hat der intuitive Essay des interessantesten aller französischen Kritiker gethan. . . Ein Cavalier in der Verbannung der alten Neuzeit: so steht Jules Barbey d'Aurevilly vor uns. Ein vollendeter Cavalier, dieser stets wie im gerasteten Mantel hinschreitende Journalist. Aber ein klein Wenig Cavalier im Rampenlicht, für ein verachtetes Parterre, das beileibe nicht sehr en durf; sonst müßte man sich erschaffen aus dem glerigen Bedürfniß nach Publikum, wie Brummell, der Karr, seine große Zeit heraufbeschwor als ein armlätiger Komödiant des allerflüchtigsten Lebens: des Lebens der Besichtigungen.“ Das Buch seufft und blendet, es kommt für einen wichtigen Theil deutscher Leser just zu rechter Zeit: also darf man annehmen, daß ihm die ersehnte Breite des Erfolges heute nicht fehlen wird.

des Christenthumes steht, die noch immer auch über nichts weniger als christliche Gemüther ihre Herrschaft behauptet? Gegen Aübrigen nicht fast alle geistreichen Leute irgendein Vorurtheil, zu dessen Füßen sie reutz Buße thun für ihren Weist? Das erklärt, wie Menschen, die sich für ernst halten, weil sie nicht lachen können, über Brummell nicht anders als übel zu reden im Stande sind. Das viel mehr noch als der Parteigeist erklärt die Undankbarkeit eines Chamfort gegenüber Richelieu. Er hat ihn mit seinem schneidenden, blickenden, ähnden Geist angegriffen wie mit einem vergifteten Dolch aus Kristall. Dadurch hat der Atheist Chamfort seine Abhängigkeit vom Bann der christlichen Idee bekundet; weil er selbst ein eitler Mensch war, konnte er es dem Gefühl, unter dem er litt, nicht verzeihen, daß Andere Glück daraus zu schöpfen wußten.

Denn wie Brummell und mehr sogar als Brummell hat Richelieu alle Arten von Ruhm und Vergnügen genossen, wie sie die Meinung der Leute gewährt. Beide haben, indem sie dem Trieb der Eitelkeit (lernen wir das Wort ohne Abscheu auszusprechen) gehorchten, wie man den Trieben des Ehrgeizes, der Liebe gehorcht, Erfolg erzielt; aber hier stockt die Vergleichung. Nicht nur im Temperament sind sie verschieden. Auch die Gesellschaft, von der sie abhängen, kommt in ihnen zur Erscheinung und läßt sie zu einander in Gegensatz treten. In Richelieus unabzählbarem Durst nach Unterhaltung hatte die Gesellschaft die Bängel fallen lassen; in Brummell laut sie gelangweilt an der Stange. Dort Ungebundenheit, hier Heuchelei. In dieser zwiesältigen Anlage muß man vor Allem den Unterschied suchen zwischen der Gedeirei eines Richelieu und dem Dandysmus Brummells.

Brummell war nur ein Dandy. Richelieu aber, wie sehr sich in ihm auch der Schlag von Geden verkörpert, den sein Name vertritt, war doch vor Allem ein großer Herr inmitten einer erschöpften Aristokratie. Er war Heersührer in einem militärischen Land. Er war schon in einer Zeit, da sich die entfesselten Sinne stolz in den Besitz der Macht mit dem Gedanken theilten und die Sitten nicht verboten, was Vergnügen gewährte. Auch außerhalb Dessen, was er war, bleibt Richelieu doch immer Richelieu. Er hatte Alles für sich, was im Leben Macht giebt. Läßt man den Dandy weg; was bleibt dann von Brummell? Er war zu nichts Anderem fähig; aber auch nicht weniger als der größte Dandy seiner Zeit und aller Zeiten. In dem sozialen Mischmasch, den man höflich Gesellschaft nennt, ist fast immer entweder das Schicksal stärker als die Fähigkeiten oder sind die Fähigkeiten dem Geschick überlegen. Aber bei Brummell gab es, was selten vorkommt, keinen Zwiespalt zwischen Natur und Schicksal, zwischen Anlage und Glück. Mehr Weist, mehr Leidenschaft: Das war Sheridan; größeres Dichtertum (denn Brummell war Dichter): Das war Lord Byron; viel mehr vom großen Heren: Das war Harmonth oder noch einmal Byron. Harmonth, Byron, Sheridan und so viele andere ihrer Zeitgenossen, berühmt auf alle Weise, sind Dandies gewesen, aber noch etwas mehr. Brummell besaß dieses Mehr nicht, das bei dem Einen Leidenschaft war oder Genie, bei dem Anderen hohe Geburt oder ein ungeheures Vermögen. Er gewann durch diese Mängel. Denn beschränkt auf die Kraft, die ihn einzig auszeichnete, erhob er sich zum Rang eines Dinges: er war der Dandysmus selbst.

Das ist fast eben so schwer zu beschreiben wie zu erklären. Die Geister, die an den Dingen immer nur die unwichtigste Seite ins Auge fassen, bilden sich ein, Dandysmus sei vor Allem die Kunst der Kleidung, eine glückliche und lähne Herr-

schaft auf dem Gebiete des Anzugs, der äußerlichen Eleganz. Sicherlich gehört Das dazu; aber der Dandy ist mehr\*).

\*) Alle Welt, sogar die Engländer, irren darin. Erst jüngst hat einer, Thomas Carlyle, der Autor des Sartor resartus, sich verpflichtet gefühlt, über Dandythum und Dandies in einem Buche zu sprechen, das er Philosophie der Kleidung (Philosophy of clothes) nennt. Aber Carlyle hat mit dem trunkenen Griffel eines Fogarths einen Rodenkupfer entworfen und darunter geschrieben: Das ist der Dandyisme! Es war nicht einmal seine Karikatur. Denn die Karikatur übertreibt Alles und unterdrückt nichts. Die Karikatur ist das Zerrbild der Wirklichkeit; und der Dandyisme ist wirklich, im menschlichen, sozialen und geistigen Verstande. Es ist nicht ein Anzug, der allein spaziren geht: es ist eine bestimmte Art, ihn zu tragen, die das Dandythum bedingt. Man kann in schlechtem Anzug ein Dandy sein. Lord Spencer war sicherlich ein Dandy; und sein Rock hatte nur einen Schoß. Freilich hatte er ihn abgeschritten und so das Ding daraus gemacht, das seitdem seinen Namen trägt. Eines Tages (würde man es für möglich halten?) hatten die Dandies sogar den Einfall der Schädigkeit. Und zwar eben unter Brummell. Sie waren auf dem Gipfel der Unerschämtheit angelangt; sie konnten nicht weiter. Da beliebte es ihrer Laune, einer wirklich „bandesten“ Laune (ich weiß kein anderes Wort dafür), ihre Röcke, ehe sie sie anlegten, in der ganzen Länge des Stoffs abschaben zu lassen, bis dieser nur noch eine Art von Spitze war, ein duftiger Hauch. Sie wollten in ihrem eigenen Tuft schreiten, diese in Wolken Thronenden. Das Verfahren war besonders heikel und langwierig und man bediente sich dabei einer Glasscherbe. Das ist ein Fall von wahrhaftigem Dandyismus. Der Anzug spielt da gar keine Rolle. Er kommt gar nicht mehr vor.

Ein anderes Beispiel: Brummell trug Handschuhe, die die Form seiner Hände wie nasses Knetleuch hervortreten ließen. Aber nicht in der Vollendung dieser Handschuhe, die die Umrisse der Nägel wie am nackten Finger wiesen, bestand das Dandythum, sondern darin, daß sie von vier besonderen Künstlern hergestellt wurden, dreien für die Hand, einem für den Daumen.\*)

Thomas Carlyle, der noch ein anderes Buch geschrieben hat, das „Die Helden“ heißt und worin er den Helden als Dichter, als König, als Schriftsteller, als Priester, als Propheten und sogar als Gott schildert, hätte uns auch den Helden der müßigen Eleganz geben können, den Helden als Dandy. Aber Das hat er verweigert. Das, was er übrigens im Sartor resartus im Allgemeinen von den Dandies sagt, die er mit dem plumpen Wort Secte (dandiacal sect) bezeichnet, zeigt

\*) Ich habe die löbliche Absicht, hier deutlich und verständlich zu sein. Ich will sogar die Gefahr der Lächerlichkeit nicht scheuen und eine Anmerkung zu einer Anmerkung machen. Fürst Kaunitz, der, ohne Engländer zu sein (freilich war er ein Oesterreicher), sich den Dandies am Meisten nähert durch die Ruhe, die Gleichgültigkeit, die majestätische Bescheidenheit und den grammatischen Egoismus (er pflegte zu sagen: „Ich habe keinen Freund“; und er war sehr darauf; wobei der Lebenskampf noch das Aelchen Maria Theresias konnten ihn dazu bringen, die Kuffschende früher anzusehen oder die Zeit, die er seinem unbeschreiblichen Anzug widmete, auch nur um eine Minute zu kürzen), Fürst Kaunitz war keineswegs ein Dandy, wenn er ein selbenedes Wieder anlegte wie die Anbalustein Alstred de Wasser, aber er war es, wenn er, um seinem Haar genau den „richtigen Ton“ zu verschaffen, durch eine Reihe von Gemächern schritt, deren Zahl und Größe er berechnet hatte, und Laluten ihm, indem er hindurchschritt, nur während dieses Hindurchschreitens mit Federquasten die Ferdele gaberten.

Der Dandyismus ist eine ganze Art, zu sein, und man ist nicht Dandy blos im äußerlich, körperlich Sichtbaren. Es ist eine Art, zu sein, die völlig aus Uebergängen besteht, wie es in einer sehr alten und sehr verfeinerten Gesellschaft immer ist, einer Gesellschaft, wo die Komödie so selten wird und der Anstand sich gegen die Langeweile kaum behauptet. Nirgends hat sich die Gegnerschaft zwischen den Anstandsregeln und ihrem Geschöpf, der Langeweile, im innersten Kern der Sitte so heftig fühlbar gemacht wie in England, nirgends wie in dieser von der Bibel und dem Buchstaben des Rechts beherrschten Gesellschaft; und vielleicht stammt aus diesem erbitterten Streit, der ewig ist wie der Kampf zwischen Tod und Sünde bei Milton, die tiefgründige Eigenart dieser puritanischen Gesellschaft, die in der Einbildung Clarisse Harlowe hervorbringt und in der Wirklichkeit Lady Byron\*). Wenn einmal der Sieg entschieden sein wird, dürfte wohl auch die Art, zu sein, die man Dandyismus nennt, wesentliche Veränderungen erfahren haben, denn sie ist eben durch diesen endlosen Streit zwischen Anstand und Langeweile bedingt.\*\*) So ist es eine der Konsequenzen des Dandyismus, einer seiner wesentlichen Charakterzüge (besser: sein hervorragendster Charakterzug), immer das Unerwartete hervorzubringen, Das, was der an das Joch der Regeln gewöhnte Geist vernünftiger Weise nicht erwarten kann. Die Excentricität, auch ein Erzeugniß des englischen Bodens, bringt es gleichfalls hervor, aber auf eine andere Weise: stark, wild, blind. Es ist eine ganz persönliche Auflehnung gegen die feststehende Ordnung, manchmal gegen die Natur; sie grenzt hart an die Verwildertheit. Der Dandyismus tändelt mit der Regel und respektirt sie dennoch. Er leidet unter ihr und rächt sich an ihr, während er sich ihr fügt; er beruft sich auf sie, während er ihr einschlüpft; er beherrscht sie und läßt sich von ihr beherrschen. Ein Doppelspiel in stetigem Wechsel. Um es spielen zu können, muß man all die Geschmeidigkeit besitzen, die die Grazie ausmacht, wie die Regenbogenfarben des Prisms zusammen den Opal ausmachen.

Und Das war es gerade, was Brummell besaß. Er besaß die Grazie, wie

zur Genüge, daß der englische Jean Paul mit seinem verworrenen deutschen Blick nichts von den scharfen, kalten Zügen bemerkt hat, die Brummell „sind“. Er hätte davon geschrien mit der Tiefe jener kleinen französischen Geschichtsschreiber, die in Zeitschriften von albernem Wichtigthuerer Brummell ungefähr so beurtheilt haben, wie es Schuster und Schneider zu Stande gebracht hätten, deren Dienste er verschmähte, Zwei-Broschen Hünstler, die ihre eigene Hüfte mit dem Federmesser aus dem Teig einer Windsor-Seife schneiden, die Einem zum Bod zu schlecht wäre.

\*) Ein Beispiel aus der Welt der Schriftstellerinnen: die Memoiren der Miss Mitin über Elisabeth; Meinungen einer auch im Stil pedantischen Pruden über eine prude Bedantin.

\*\*) Es bedarf keiner weiteren Erörterung der eigenthümlichen Langeweile, die das Mark der englischen Gesellschaft verzehrt und der sie vor Gesellschaften, die dieses Uebel aufreißt, ihre traurige Ueberlegenheit an Sittenverderbniß und der Zahl der Selbstmorde verdankt. Die moderne Langeweile ist die Tochter der Analyse; aber dieser, unser Aller Meisterin, gefeßt sich, was die englische Gesellschaft, die reichste der Welt, betrifft, noch die römische Langeweile, die Tochter der Ueberfälligung; sie würde, sieht man vom Kaiserthum ab, das Kapitel Liberius auf Capri bereichern, wenn der Durchschnitt der Gesellschaften aus stärkeren Seelen bestände.

sie; der Himmel verleiht, der Gesellschaftszwang freilich oft fälscht. Genug: er besaß sie; und in ihrem Besitz kam er dem Reizbedürfniß einer Gesellschaft entgegen, die sich langweilt und sich nur allzu verdroffen unter das harte Joch des Herkommens duckt. Er war ein lebendiges Beispiel für die Wahrheit, die man den Menschen der Regel immer aufs Neue wiederholen muß: wenn man der Phantasie die Flügel beschneidet, wachsen sie ihr nur noch um die Hälfte länger. Er besaß die eben so reizende wie seltene Vertraulichkeit, die an Alles rührt und nichts entweicht. Er hat wie mit Seinesgleichen mit allen mächtigen, allen hervorragenden Menschen seiner Zeit gelebt und sich gewandt bis zu ihnen erhoben. Wo die Geschicktesten gestrauchelt wären, erhielt er sich im Gleichgewicht. Seine Kühnheit war Sicherheit. Ungestrast durfte er ans Beil rühren. Man hat gesagt, daß dieses Beil, dessen Schneide er so oft herausgefordert hatte, ihn endlich doch geschnitten, daß an seinem

„Unfeigang die weitest' erste" zweiten, eines toniglichen Vahsi; Werner Kay  
des König Georgs, ein Interesse gewonnen habe; aber seine Macht war so  
gewesen, daß er sie, wenns sein Wille war, wieder an sich gerissen hätte.

Sein Leben war nur persönlicher Einfluß, Wirksamkeit, Etwas also, sich kaum erzählen läßt. Man spürt diese Macht, so lange sie währt, und wenn sie aufgehört hat, kann man ihre Wirkungen nachweisen; aber wenn die Wirkungen von der selben Natur sind wie Das, was sie hervorgebracht hat, und wenn sie für längere Dauer haben, ist es ein Ding der Unmöglichkeit, davon zu berichten. In welchem Umfang man unter der Mäße wieder auffinden, aber die Schicht nur wenn Jahre bildet über den Sitten einer Gesellschaft eine Hülle, die dichter ist als Aschenstaub der Vulkane. Die Memoiren, die Geschichte dieser Sitten, sind nicht mehr als ein Ungefähr, manchmal nicht einmal Das. Keineswegs also kann man die englische Gesellschaft aus Brummells Tagen deutlich und klar, wie es wünscht wäre, geschweige denn lebendig wiedererkennen, niemals Brummells Wirken auf seine Zeitgenossen in ihrer Geschmeidigkeit, ihrer Tragweite begleiten. Auspruch Byrons, er hätte lieber Brummell sein mögen als Napoleon, wird immer als eine lächerliche Affektation oder als eine ironische Bemerkung gelten müßten. Der wahre Sinn eines solchen Wortes bleibt verloren.

Aber statt den Autor des Schildes Harold zu schmähen, wollen wir ihn lieber in seiner kühnen Vorliebe zu verstehen trachten. Ihm, der als Dichter, als Mann von Phantasie ermessen konnte, was es hieß, die Phantasie einer heuchlerischen Gesellschaft, die ihrer Heuchelei müde geworden war, so unbedingt zu beherrschen war der Mann, der Dies vermochte, ein Gegenstand der Bewunderung. Es ist ein Fall von Allmacht eines Einzigen, der der Artung seines launenhaften Geschicks eher zusagen mußte als jeder andere Fall von unumschränkter Herrschaft, wie immer sie sich auch darstellen mochte.

... Georges Bryan Brummell ist in Westminster geboren. Sein Vater war W. Brummell, Esqu., Privatsekretär des Lord North, der, selbst ein Dilettant, wenn es darauf ankam, im Ministersauteuil aus Verachtung zu schlafen pflegte, während die Redner der Opposition einander in stürmischen Angriffen überbot. North machte das Glück von W. Brummell, der ein Mann von Ordnung und so thätig wie tüchtig war. Die Schmähschreiber, die aber Verderbniß jammern in der stillen Hoffnung, daß man auch ihre Verderblichkeit auf die Probe setze, haben Lord North den Beinamen Gott der Gefährter gegeben (god of em

ments). Dennoch bleibt wahr, daß er, indem er Brummell bezahlte, Dienste be-  
lohnete. Nach dem Sturz seines Vönners ward B. Brummell in Berkshire Erster  
Sheriff. Er wohnte in der Nähe von Donnington-Castle, dem als Wohnsig Chaucers  
berühmten Ort, und lebte dort als ein Vertreter jener breiten Galtlichkeit, die zu  
den von allen Völkern nur die Engländer Sinn und Fähigkeit besitzen. Er hatte  
seine guten Beziehungen aufrecht zu erhalten gewußt. Unter anderen Verehrungs-  
heiten seiner Zeit sah er Fox und Sheridan oft bei sich. Einer der ersten Ein-  
brüche des künftigen Dandy war also die Atmosphäre dieser bedeutenden und liebens-  
würdigen Menschen. Sie haben die Rolle der schenkenden Feen an der Wiege des  
Kindes gespielt, ihm aber nur die Hälfte ihrer Kräfte gespendet, die vergänglichsten  
ihrer Fähigkeiten. Kein Zweifel: indem der junge Brummell solche Geister, die  
glänzendsten Vertreter der menschlichen Denkkraft, sah und hörte, diese Weiden, die  
eben so gewandt waren im Gespräch wie als politische Redner und deren Witz sich  
auf der Höhe ihrer Beredsamkeit hielt; muß er die Fähigkeiten entfaltet haben,  
die ihn auszeichneten und die ihn später (um hier ein von den Engländern gebrauchtes  
Wort anzuwenden) zu einem der ersten Conversationisten Englands gemacht haben.

Als sein Vater starb, war er sechzehn Jahre alt (1794). Man hatte ihn  
im Jahr 1790 nach Eton geschickt und schon dort hatte er sich, außerhalb des  
Kreises der eigentlichen Studien, darin hervorgethan, worin man später sein aus-  
zeichnendes Merkmal sehen sollte. Die Sorgfalt in seinem Anzug und die kalte  
Gelassenheit seiner Manieren trugen ihm von seinen Mitschülern einen Namen ein,  
der damals sehr im Schwunge war. Der Ausdruck Dandy war nämlich noch nicht  
gebräuchlich; die tonangebenden Modeherren hießen Bucks oder Macaronies. Man  
nannte ihn Buck Brummell.<sup>\*)</sup> Nach dem Zeugniß eines seiner Zeitgenossen übte  
Niemand einen größeren Einfluß auf seine Gefährten in Eton aus als er, Georges  
Canning vielleicht ausgenommen; aber der Einfluß Cannings war die Folge seines  
lebhaften Geistes, seines feurigen Herzens, während der Brummells sich von minder  
berauschenden Fähigkeiten herschrieb. In ihm erfährt das Wort Machiavells Ver-  
stärkung: Die Welt gehört den kalten Geistern. Von Eton ging er nach Oxford  
und hier ward ihm der Erfolg, zu dem er berufen war. Was an ihm gefiel, waren  
die äußerlichsten Seiten des Geistes: denn seine Ueberlegenheit kam nicht auf dem  
Felde mühevoller Denkarbeit zur Geltung, sondern in den Verhältnissen des Lebens.  
Als er Oxford drei Monate nach dem Tod seines Vaters verließ, trat er als Fähnrich  
in das Rejente Husarenregiment ein, das der Prinz von Wales befehligte.

Man hat sich die größte Mühe gegeben, eine Erklärung dafür zu finden,  
worauf das lebhafteste Gefallen beruht haben mag, das Brummell dem Prinzen vom  
ersten Augenblick an eingefloßt hat. Man hat Anekdoten erzählt, die der Wieder-  
gabe nicht werth sind. Wozu der Tratsch? Besseres steht zur Verfügung. Ein  
Brummell mußte sich die Sympathien des Mannes erwerben, der, wie es hieß,  
auf seine vollendeten Manieren sich mehr einbildete als auf seine hohe Stellung.  
Es ist bekannt, welcher strahlende Glanz die Jugend des Prinzen umgab. Und  
er hat Alles daran gesetzt, jung zu bleiben. Damals war der Prinz von Wales  
zweieunddreißig Jahre alt. Seine Schönheit war die sympathische, harte Schön-

<sup>\*)</sup> Buck heißt im Englischen männlich; aber nicht das Wort ist unübersehb-  
bar, sondern der Sinn.



heit des Hauses Hannover, aber er war bestrebt, sie durch prächtige Kleidung zu heigern, durch das Feuer der Diamanten zu beleben; an Seele und Leib krophulos, nichtsdestoweniger aber noch im vollen Besitz der Grazie, der Gabe, die sich die Courtisänen als die letzte zu erhalten wissen, hatte Der, der später Georg der Vierte heißen sollte, in Brummell einen Theil seines Selbst erkannt, den Theil, der gesund und hell geliebt war: und hierin liegt das Geheimniß der Gunst, die er ihm zuwandte. Es war einfach wie der Erfolg bei einer Frau. Giebt es nicht Freundschaften, die ihren Ursprung in körperlichen Eigenschaften haben, in der Grazie der Erscheinung, wie es Liebschaften giebt, die aus der Seele stammen, einem unkörperlichen, verborgenen Reiz ihr Dasein danken? So war die Freundschaft, die der Prinz von Wales für den jungen Husarenführer empfand: das einzige Gefühl vielleicht, das noch auf dem Grund dieser versetzten Seele keimen konnte, die allmählich ganz im Körperlichen aufgehen sollte. So warf sich denn die unbeschränkte Günst, die Lord Barrymore, G. Ganger und so viele Andere, wie sie die Reihe traf, bis zur Reize gemessen haben, mit der ganzen Pflöchlichkeit der Laune und der Leidenschaft der Voreingenommenheit Brummell an den Hals. Auf der berühmten Terrasse von Windsor, in Gegenwart der anspruchsvollsten Gesellschaft ward er vorgestellt. Und hier war es, wo er alles Das wies, was der Prinz von Wales an einem Menschen am Meisten schätzen mußte: blühende Jugend, erhöht durch das sichere Benehmen eines, der das Leben begriffen zu haben und gewiß schien, es zu beherrschen, die feinste und süßste Mischung von Selbstbewußtsein und schulbiger Ehrfurcht, endlich im Anzug eine nur als Meisterschaft zu bezeichnende Vollkommenheit, deren Eindruck noch die geistreich-schlagfertige Art, wie die Antworten einander folgten, verstärkt.

. . . Der König der Mode besaß keine anerkannte Geliebte. Auch hierin viel mehr Dandy als der Prinz von Wales, band er sich an keine Frau von Fitz-herbert. Niemals warf dieser Sultan das Taschentuch. Kein Wahn des Herzens, kein Aufstand der Sinne, nichts, was seine Erfolge hätte beeinträchtigen oder vereiteln können. Sie waren denn auch die eines geborenen Herrschers. Lob oder Tadel: ein Wort von Georges Brummell war damals entscheidend. Von seiner Meinung hing Alles ab. Wenn in Italien ein Mann denkbar wäre, der eine solche Macht ausübte: welche wirklich liebende Frau würde sie gelten lassen? In England aber dachte, wenn es sich darum handelte, eine Blume anzubringen oder ein Geschmeide anzulegen, selbst eine bis zur Raserei verliebte Frau viel eher daran, was Brummell dazu sagen, als was für ein Gesicht ihr Liebhaber dazu machen würde. Eine Herzogin (und man weiß, welches Maß von Hochmuth in den englischen Salons ein Titel seinem Träger verleiht) sagte mitten unter den Wallgästen, auf die Gefahr hin, gehört zu werden, ihrer Tochter, sie sollte ihre Haltung, ihr Benehmen, ihre Antworten auf das Sorgfältigste in Acht nehmen, wenn zufällig Mr. Brummell sich herbeilassen möchte, sie anzusprechen; in dieser ersten Phase seines Lebens nämlich mischte er sich noch unter die Tänzer und die schönsten Hände versagten sich anderen, um seine Hand nicht zu veräumen. Später hat er, ganz berauscht von seiner Ausnahmestellung, das Tanzen aufgegeben. Die Rolle eines Tänzers war etwas zu Gewöhnliches für ihn. Er erschien zur Eröffnung des Balls und blieb nur einige Minuten; er ließ seinen Blick über die Versammlung schweifen, gab mit flüchtigem Wort sein Urtheil ab und verschwand, indem er so das berühmte Prinzip

des Dandyismus zur Anwendung brachte: „So lange Du nicht gewirkt hast, sollst Du bleiben; wenn die Wirkung erzielt ist, geh.“ Für ihn natürlich war die Wirkung nicht mehr eine Frage der Dauer. Er kannte die Macht seines Zaubers.

. . . Alibiades war zwar sehr hübsch, aber nebenbei auch ein guter Feldherr. Georges Bryan Brummell jedoch besaß für die Reize des Soldatenstandes keinen Sinn. Er blieb nicht lange bei den Zehnten Husaren. Das Ziel, das ihm bei seinem Eintritt ins Regiment vorgeschwebt hatte, war vielleicht ernster, als man angenommen hat: es galt, sich dem Prinzen von Wales zu nähern und die Beziehungen anzuknüpfen, die ihm so rasch Gewicht verschaffen sollten. Es ist nicht ohne einige Verachtung gesagt worden, die Uniform habe eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Brummell ausüben müssen. Das heißt, einen Dandy aus den Gefühlen eines Kadetten heraus erklären. Ein Dandy, der Alles mit einem besonderen Gepräge versteht, der ohne eine „gewisse erlesene Eigenart“ (Lord Byron)\* nicht besteht, muß eines Tages ja die Uniform hassen. Freilich (und Das gilt bei viel belangreicheren als dieser Kostümfrage) liegt es im Wesen einer Erscheinung wie der Brummells, daß man sie, ist einmal ihre Wirkung geschwunden, falsch beurtheilt. So lange er lebte, konnten sich die Widerstrebendsten diesem Einfluß nicht entziehen; heute aber, bei den herrschenden Vorurtheilen, ist die Analyse einer solchen Persönlichkeit eine schwierige psychologische Aufgabe. Die Frauen werden einem Brummell niemals verzeihen, daß er es an Grazie mit ihnen aufzunehmen vermochte; die Männer niemals, daß sie ihm nicht an Grazie gleichen.

Ich habe es schon früher gesagt, aber man kann es nicht oft genug wiederholen: was den Dandy macht, ist die Unabhängigkeit. Sonst müßte es Gehege\*\*) des Dandyisme geben; aber es giebt eben keine. Der Dandy ist ein Wagender; aber bei aller Waghalzigkeit verläßt ihn sein Takt nicht, er weiß sich rechtzeitig zurückzubahalten und zwischen Eigenart und Ueberspanntheit den berühmten Durchschnittspunkt Pascals zu finden. Das ist der Grund, warum sich Brummell nicht dem Zwang der militärischen Regel fügen konnte, die auch eine Art von Uniform ist. So betrachtet, mag er einen unausstehlichen Offizier abgegeben haben. Hr. Jesse, ein wundervoller, nur allzu gewissenhafter Chronist, erzählt mehrere Anekdoten von der Unbotmäßigkeit seines Helden. Er durchbricht die Reihen während der Uebungen, gehorcht den Befehlen seines Obersten nicht prompt; aber auch der Oberst steht unter

\*) Nur ein Engländer konnte sich eines solchen Wortes bedienen. In Frankreich hat die Eigenart keine Heimath, man versagt ihr Feuer und Wasser, man haßt sie wie ein adeliges Merkmal. Sie bringt die mittelmäßigen Leute auf, die immer bereit sind, Denen, die „anders“ sind als sie, einen jener stumpfen Bisse zu versehen, die nicht zerreißen, aber beschmutzen. Sich in nichts von allen Anderen zu unterscheiden, gilt eben so für die Männer wie für die jungen Mädchen die Regel aus der Hochzeit des Figaro: Sei geachtet, es ist nöthig!

\*\*) Gälte es solche, so wäre man Dandy, indem man sie befolgte. Jeder, der wollte, könnte Dandy sein. Man hätte eine Vorschrift zu beachten; sonst nichts. Zum Unglück aller gesellschaftlich ehrgeizigen jungen Leute ist Dem nicht ganz so. Zweifelloß giebt es im Kapitel Dandythum einige Prinzipien und Ueberlieferungen; alles Das aber ist von der Phantasie beherrscht: und Phantasie zu haben, darf sich nur Der erlauben, dem sie steht und der sie durch den Gebrauch rechtfertigt.

dem Jauber. Er schreitet nicht gegen ihn ein. In drei Jahren ist Brummell Kapitän. Plötzlich erhält sein Regiment Befehl, in Manchester Garnison zu beziehen: und nur deshalb verläßt der jüngste Kapitän des glänzendsten Regiments den Dienst. Er sagte dem Prinzen von Wales, er habe sich nicht von ihm entfernen wollen. Das klang liebenswürdiger, als einfach „London“ zu sagen; denn in erster Reihe war es London, was ihn zurückhielt. Hier war sein Ruhm geworden; hier war er bodenständig, in diesen Salons, wo der Reichthum, die Ruhe und ein bis ins Letzte verfeinerter Lebensstil die liebenswürdigen Affektationen erzeugen, die das Natürliche ersetzt haben. Die Perle des Dandysmus, nach der Fabrikstadt Manchester verschlagen: Das ist eben so ungeheuerlich wie Ribarol in Hamburg.

Er rettete die Zukunft seines Rufes: er blieb in London. Er nahm eine Wohnung in Chesterfield-Street Nr. 4, gegenüber Georges Selwyn, auch einem Gestirn am Himmel der Mode, das ihm erblickend hatte weichen müssen. Sein Vermögen, immerhin ansehnlich genug, war nicht auf der Höhe seiner Stellung. Andere und ihrer viele unter diesen Söhnen von Lords und Rabobs entfalteten einen Luxus, der den Brummells hätte vernichten müssen, wenn Das, was nicht denkt, Das, was denkt, zu vernichten im Stande wäre. In der Art, wie Brummell Aufwand trieb, war mehr Klugheit als Glanz; ein Beweis mehr für die Sicherheit dieses Geistes, der den Prunk der Farben den Wilden überließ und der später das große Axiom der Kunst des Anzuges fand: „Gut gekleidet sein, heißt: nicht auffallen.“ Bryan Brummell hatte immer gute Pferde, einen ausgezeichneten Koch und ein Heim, wie es sich eine Frau, die Etwas vom Dichter besäße, einrichten würde. Er gab ausgezeichnete Diners, bei denen die Tischgenossen eben so erlesen waren wie die Weine. Wie seine Landsleute, in dieser Epoche zumal,\*) pflegte auch er bis zur Berausung zu trinken. Mit seinem kräftigen, schwerblätigen Körper verlangte ihn aus der Einörmigkeit dieses müßigen englischen Daseins, dem der Dandy nur zur Hälfte entrinnt, heraus nach der Erregung jener anderen Welt, die sich dem Trinker erschließt, einer Welt, deren Puls rascher schlägt, die klangvoller an Tönen ist und von Lichtern glänzt. Aber auch dann, den Fuß schon im wirblichen Abgrund der Trunkenheit, vergab er sich nichts; sein Scherz blieb immer innerhalb der Grenzen des Schicklichen und niemals fiel seine Eleganz aus der Rolle. Man denkt unwillkürlich an Sheridan, dessen Name sich Einem immer wieder auf die Lippen drängt, sobald man das Wort Ueberlegenheit aussprechen will.

... Brummell hat der Kunst des Anzugs, wie sie der große Thatham\*\*) pflegte, weitaus geringere Wichtigkeit beigelegt, als man glaubt. Seine Schneider Davidson und Meyer, aus denen man mit der ganzen Dummheit der Underschämtheit die Väter seines Ruhmes hat machen wollen, haben in seinem Leben keineswegs den

\*) Alle tranken sie, die Thätigsten wie die Müßiggänger, von den Lazzaroni der Salons angefangen (den Dandies) bis zu den Staatsministern. „Trinken wie Pitt und Dundas“ ist sprichwörtlich geblieben. Wenn Pitt trank, die große Seele, die die Liebe zu England erfüllte, aber nicht stillte, so geschah es aus dem Durste nach Abwechslung. Gerade die Stärksten suchen oft ihre Natur von ihrer Richtung abzulenken; leider aber geht sie nicht immer auf diese Absicht ein.

\*\*) Der einzige aus der Geschichte bekannte Mann, der groß gewesen ist, ohne einfach zu sein.

Platz eingenommen, den man ihnen anweist. Hören wir lieber Vister: er zeichnet nach dem Leben. „Der Gedanke, seine Schneider könnten auch nur das Geringste zu seinem Ansehen beitragen, widerstrebte ihm; wenn er sich auf Etwas verlassen hat, so war es ein vollendet sicheres Benehmen, der Reiz vornehmer Höflichkeit, Gaben, die er in hohem Grade besaß.“ Es läßt sich nicht leugnen, daß er sich, als er noch am Anfang seiner Laufbahn stand, wie es seinen äußerlichen Bestrebungen entsprach, mit der Form in allen ihren Erscheinungen besonders befaßt hat; es war ja die Zeit, da Charles Fox, der Demokrat, offenbar bloß als einen Toiletteeffekt, den höflichen rothen Absatz in die englische Gesellschaft brachte. Brummell mußte sehr wohl, daß die Kleidung eine heimliche, aber darum nicht minder thatfächliche Wirkung gerade auf die Menschen ausübt, die sie von der Höhe ihres unsterblichen Geistes herab mit der größten Geringschätzung behandeln. Später aber hat er sich, wie Vister erzählt, dieser Lieblingsbeschäftigung seiner Jugend entschlagt, ohne ihren Gegenstand völlig außer Acht zu lassen; er that dafür, was seiner Erfahrung und Beobachtung gemäß sich als ziemlich erwies. Er war auch dann noch stets tadellos in seinem Anzug, aber er dämpfte die Farben seiner Kleider, vereinfachte ihren Schnitt und trug sie, ohne daran zu denken \*). Auf diese Weise gelangte er auf den Gipfel der Kunst, wo sie wieder Natur wird. Aber (und Dies hat man leider gänzlich übersehen) die Mittel, deren er sich zur Wirkung bediente, waren anderer, vornehmerer Art. Man hat ihn als ein bloß vom Physischen aus zu wirkendes Wesen betrachtet und es war im Gegentheil das Geistige, was sogar die ihm eigene Art von Schönheit bestimmte. Wirklich fiel er auch viel weniger durch die Regelmäßigkeit seiner Züge aus als durch den Ausdruck. Wie Alfieri hatte er fast rothes Haar; und ein Sturz vom Pferd bei einer Attaque hatte die griechische Linie seines Profils geschädigt. Die Art, wie er den Kopf trug, war schöner als sein Gesicht; und seine Haltung (die Physiognomie des Körpers) übertraf an Vollendung seine Formen. Hören wir Vister: „Er war weder schön noch häßlich; aber seine ganze Persönlichkeit war höchste Feinheit und Ironie und sein Blick von einer unglaublich durchdringenden Schärfe.“ Manchmal freilich konnten diese helllichtigen Augen vor Gleichgiltigkeit geradezu erstarren und in dieser Gleichgiltigkeit war nicht die Spur von Verachtung; so schick es sich ja für den vollkommenen Dandy; die sichtbaren Dinge dieser Welt reichen nicht an ihn heran. Seine prachtbolle Stimme ließ die englische Sprache so schön ins Ohr fallen, wie sie den Augen und dem Denken sich darstellt. Hören wir nochmals Vister: „Er that nicht so, als ob er kurzichtig wäre, er konnte jedoch, wenn die Anwesenden nicht das Ansehen besaßen, das seine Eitelkeit beansprucht hätte, den ruhigen, aber schweifenden Blick annehmen, der an Jemand entlang geht, ohne ihn zu erkennen, den Blick, der nirgends hält und sich nicht halten läßt.“

So war der Beau Georges Bryan Brummell. Ich, der ich ihm diese Seiten widme, habe ihn im Alter gesehen und man erkannte auch damals noch, was er in seinen glänzendsten Jahren gewesen sein mußte; denn der Ausdruck ist von der Zahl der Runzeln unabhängig und ein Mann, der vor Allem durch seine Physiognomie merkwürdig erscheint, ist minder sterblich als ein Anderer.

Jules; Amédée Barbey d'Aurevilly.

\*) Wie wenn sie ohne Gewicht wären. Ein Dandy darf, wenn es ihm beliebt, zehn Stunden mit seinem Anzug zubringen, aber ist er einmal beendet, vergisst er ihn. Jetzt ist es Sache der Anderen, zu bemerken, daß er gut angezogen ist.

## Seifenblasen.

Als die Begeisterung über Deutschlands Wirtschaftskraft den höchsten Punkt erreicht hatte, gab es für die Phantasie nur ein Ziel: den Trust nach amerikanischem Muster. Das Zusammenballen großer Kapitalmassen schien der Weisheit letzter Schluß; und Alle jagten dem Trustphantom nach, Finanzleute und Industrielle. Aber auf lächtiger Kugel enteilte das Glück. Keiner konnte es fassen. Ueber Leichen ging die Jagd. Schließlich ermatteten die hurtigen Jäger; und nun gilt's, den Saldo zu finden. Die Liquidation der Ära des Trustgedankens hat begonnen. Man könnte mit dem Bruch zwischen Dresden und Schaaffhausen anfangen, wenn hier nicht noch die Besonderheit der Interessengemeinschaft dazu käme, die einen Theil der Schuld an dem Fiasko trägt. Aber die Grundidee war doch: einen Kapitalriesen zu schaffen, dessen Größe über den Atlantik hinweg auch den Jantees imponiren sollte. Und so darf man diese Epizode dem Kapitel, das von des Trustwahns Schicksalen handelt, hinzufügen. Dann kam der Jahresabschluß des Phoenix; das zweite Fiasko einer Kapitalkonzentration. Das Jahr 1907/08 mußte die erste Probe auf die Wichtigkeit des Trustgegempels (zuerst Fusion mit dem Förder Verein, dann Uebernahme des Bergwerks Nordstern) bringen. Das Aktienkapital von 100 Millionen Mark war zum ersten Mal voll zu Dividende berechtigt; Ergebnis: 6 Prozent weniger. Durch die Bereinigung mit Hoerde und Nordstern wurde aus der Aktiengesellschaft Phoenix ein Phoenix-Trust. Die Fusion mit Nordstern allein forderte eine Erhöhung des Aktienkapitals um 28 (auf 100) und die Aufnahme einer Anleihe von 20 Millionen. Heute hat der Konzern ein Betriebskapital von rund 136 Millionen. Mit der Herstellung neuer Aktien und Obligationen ist's allein aber nicht gethan. Man braucht auch eine Rentabilität. Dividenden lassen sich nicht aus der Erde stampfen; und die für Ausnahmeverhältnisse geschaffenen trustartigen Gebilde können nur unter Ausnahmekonjunkturen gedeihen. Die kann ein deutscher Kapitaltrust nicht verbürgen. Uns sitzt die Solidität zu tief im Blut. Anders bei den Jantees, denen es nichts verschlägt, wenn mal eine Riesenseifenblase platzt. Man schüttelt sich; und bläst eine neue auf. Der Phoenix mußte für den Nordstern einen ungeheuerlichen Preis zahlen. Wie es gemacht wurde, habe ich hier schon gezeigt. Da ist von vorn herein im Kapitalbau ein Hohlraum, der unter Umständen gefährlich werden kann. Die Verwaltung sieht es ein und schreibt deshalb von dem viel zu theuer erworbenen Bergwerk lächtig ab. Damit läßt sich schließlich der Hohlraum ausfüllen; aber es geht auf Kosten der Dividende. Und der Jubel über das Entsetzen des zweitgrößten deutschen Montanconcerns ist schnell verhallt.

Die That sieht man nie so nüchtern wie ihre Konsequenzen. Dem deutschen Montantrust, der an der Spitze marschirt, wird wohl auch bald vor seiner eigenen Größe bang werden: dem Wiesen Gelsenkirchen, dem einst an der fähleren Rüstung die Weinschienen fehlten. \*Heute ist er von oben bis unten in einen Panzer gehüllt, der ungefähr 208 Millionen Mark gekostet hat. Die setzen sich aus Aktienkapital, Obligationen und Reserven zusammen. Je theurer die Rüstungen, desto kostspieliger natürlich auch die Aufgabe, sie hieb- und stichfest zu erhalten. Die Viertheilardie wird also voll gemacht werden. Damit kommt Gelsenkirchen unserem größten Finanzinstitut, der Deutschen Bank, nah. Das ist der Clou der deutschen Industrie. Höher hinaus hat sie sich noch nie verfliegen; und die höchsten Gipfel des Kapital-

gebirge, die der Panke leichtfüßig erklettert, werden ihr noch lange unerreichbar bleiben. Da oben, in der dünnen Luft, können nur Leute atmen, denen das Blut nicht so langsam durch die Adern rollt wie den soliden Deutschen. Schon die Kapitalmasse mit dem Firmenzeichen Gelsenkirchen ist dem deutschen Wirtschaftskörper zu schwer. Daß die Bergwerksgesellschaft neues Geld aufnimmt, zeigt, wie unbequem die praktische Ausgestaltung der Trustidee bei uns ist. Dabei hat Gelsenkirchen den Konstruktionsfehler, der in der bloßen Interessengemeinschaft mit Schalte und dem Kadener Hüttenverein lag, durch die völlige Fusion mit Weiden beseitigt. Die Form der Interessengemeinschaft ist, nach der Meinung des wigigsten Bankenkönigs, zum Sterben verurteilt. Der Satiriker vom Gendarmenmarkt (ich meine nicht Schiller) hat sich ans Prophezeien gemacht und den Interessengemeinschaften in der Industrie das selbe Schicksal geweissagt, das den Bund Dresden-Schaaffhausen gesprengt hat. Die losen Concerns im Chemischen und Elektrotechnischen Gewerbe werden, so spricht er, an dem Ehrgeiz der Direktoren scheitern. Wenn irgendein neuer Artikel eingeführt wird, möchte ihn jeder Direktor für seinen Kram; statt die Reibungsflächen zu verkleinern, schafft man neuen Handstoff heran. So denkt ein Finanzmann, der in engsten Beziehungen zur Elektrizität steht; und gerade diese Industrie könnte als Beispiel für die kritisierte Form der losen Vereinigung dienen. Hier leben mehrere Trusts neben einander, die ein (nicht mehr geheimes) Schutzkartell abgeschlossen haben. Die drei großen Concerns (A. E. & S., Siemens-Schudert, Lahmeyer) und die ihnen geschäftlich nahen Firmen haben vereinbart, schädliche Preisunterbietungen zu vermeiden. Die Schutzverbandsmitglieder gehen bei öffentlich ausgeschriebenem Aufträgen gemeinsam vor, stützen ihren Kostenaufschlag auf gemeinsam festgesetzte Bedingungen und theilen sich dann, je nach ihrer Spezialität, in die Ausführung der Arbeit. Die badische Staatsbahnverwaltung hat, zum Beispiel, den Auftrag zum Bau einer elektrischen Vollbahn an vier verschiedene Firmen vergeben. Jede Gesellschaft hat einen Theil der Bestellung auszuführen. Dadurch schmälert sich natürlich der Verdienst des einzelnen Unternehmens; aber so kommen wenigstens mehrere Unternehmer an die Schüssel, während sonst nur einer gegessen, die Nachbarschaft zusehen hätte. Und die Preise werden nicht ins Ruinöse geschleudert. Auch das Schutzkartell kocht freilich mit Wasser. Man hat sich noch nicht völlig von dem Gedanken gelöst, daß auch die nicht zum Verband gehörenden Firmen ein Daseinsrecht haben, und darum Fühlung mit den Außenseitern gesucht. Die Schutzvereinigung ist im Grunde doch nur ein Rothbeißel; auf den Trust wird eben nicht mehr gerechnet. Den Deutschen fehlt die Gabe, Kapitalmassen so zu regiren, daß die Symmetrie mit den äußeren Verhältnissen nicht gestört wird. Dazu kommt noch der Haß des Durchschnittsmenschen gegen die Persönlichkeit. Der ist im geschäftlichen Leben eben so heiß wie in der Politik, Literatur und Kunst. Trusts verlangen aber starke Köpfe, denen kleinlicher Widerstand nicht die Arbeit erschwert. Ein Direktor läßt sich vom anderen nicht gern ausstechen. Wer wills ihm verdenken? Und wenn die Direktoren einig sind, kommen die Aktionäre, die keine „genialen“ Thaten wünschen. Die Grenzen der Entwicklungsmöglichkeiten sind einmal gezogen; wer sie tod überschritten hat, muß zurück. Zwängen ihn nicht die „Hinterhände“, so doch sicher die Konjunkturen mit ihren wechselnden Launen. Wie die Hunde auf den Hasen, so lauern die Elektrizitätsgesellschaften auf die Elektrifizierung der Eisenbahnen. Wo ist der Trust, der ohne Wimpernzucken den Dinger

entgegensteht? Da giebt's nur Konkurrenten, die vor Ungeduld zappeln. Glaubst bei dem Anblick noch Jemand, daß der amerikanische Trust bei uns eine Zukunft hat? Manche sehen in der geplanten Gründung einer Elektrobank einen Fortschritt zur Konzentration in der elektrotechnischen Industrie. Ich würde darin vielmehr den Verzicht auf die absolute Einheit erblicken. Die Trennung von Fabrikation und Finanzirungsfähigkeit. Die ist an sich ganz nützlich; aber sie beruht eben auf dem Prinzip: „Los vom Trust!“ Die Elektrobank soll Aufträge finanziren. Das heißt: für die von der Bank ausgegebenen Obligationen, die wiederum dazu dienen, den Elektrizitätsgesellschaften Betriebsmittel zuzuführen, bürgen die Forderungen, die die beteiligten Firmen an ihre Auftraggeber haben. In erster Linie kämen Guthaben bei Staaten und Gemeinden in Betracht, deren pupillarische Sicherheit feststeht. Das Ganze ist eine Art der Diskontirung von Buchforderungen, wie sie mehrfach theoretisch erörtert, in der Praxis aber noch nicht erprobt wurde. Ob die Elektrobank ihren Zweck erfüllen wird, die Fabrikationsgesellschaften von der Unannehmlichkeit finanzieller Transaktionen in Fällen des Kapitalbedarfs zu befreien? Die Zeit muß es lehren. Wer den Trust für sicher hält, braucht solche Bank nicht.

Im Lande der Dichter und Denker spielt auch die spekulative Phantasie eine Rolle. Eine neue Anregung: ein neues Lustschloß. Diese Lustschlösser sind meist sehr theuer; auch wenn sie nicht von einer Katastrophe zerstört werden. Schon eine Erdstückerung genügt, um Millionen in Bewegung zu bringen. Die bloße Möglichkeit, daß mit der Elektrifizirung der Vollbahnen in absehbarer Zeit begonnen wird, gab den Kurzen der Elektrizitätstaktien einen starken Stoß nach oben. Besonnene warteten vor übereilter Kapitalisirung in weiter Ferne liegender Chancen. Bis die Gesellschaften lohnende Aufträge dieser Art bekommen, können noch viele Jahre vergehen. Die Gesamtlänge der deutschen Eisenbahnen beträgt ungefähr 53 000 Kilometer. Man bedenke, wie viel Zeit vergehen wird, bis dieses Schienennetz für den elektrischen Betrieb brauchbar ist. Aber die Phantasie läuft mit dem elektrischen Funken um die Wette. Der ist seines Zieles freilich sicherer.

Ich weiß nicht, ob Albert der Große in Hamburg, der Herr der Ballinie, heute schon zugeben wird, daß auch der Leistung seines Hirns Grenzen gezogen sind. Keine so engen wie dem von Patrizierstolz gelähmten Geschäftsgeist der Hanseaten an der Weser; immerhin: Grenzen. Die beiden großen deutschen Rhedereien gehören mit zum „accaparement en Allemagne“. So hat ein Franzose die kapitalistische Konzentration in Deutschland genannt. „Bucherische Anhäufung von Kapital.“ Kein feines Wort; aber, wenn man so will, auf jeden Trust anwendbar. Die beiden Schiffahrtsgesellschaften haben zusammen ein Kapital von mehr als 400 Millionen (mit Anleihen und Reserven). Nach dem Yankeemaßstab ist Das noch keine Summe, die Respekt einflößt; aber im Rahmen begrenzter Möglichkeit sieht sich schon ganz niedrig an. Dieser Kapitalkoloss hat den Trustgedanken nur sehr unvollkommen verkörpert. Man muß von den beiden Hälften der Raumarchie jede für sich betrachten. In Hamburg regiert Einer, der ein Trustkönig sein könnte. Einer, ders gewagt hat, mit der ganzen berliner Haute Banque Schindluder zu spielen. Freilich rächt sich die beleidigte Großmacht nun dadurch, daß sie sich um die Padeschahattaktie nicht im Mindesten bekümmert. Mag die sich im Souterrain einlogiren, wenns ihr in der Beletage zu theuer ist. Aber den Kurs stützen? „Ja nich!“ Ballin ist's Pomade. Was geht ihn der Kurs an? Was kümmern ihn überhaupt die Aktio-

näre? Schön: zahlen wir im nächsten Jahr keine Dividende! Nun könnte aber ein Tag kommen, wo Ballin erklärt: „Ich mache nicht mehr mit“. Das fürchtet Mancher; denn die HAV wurzelt mit ihrer besten Kraft in der Persönlichkeit des Herrn Generaldirektors. Hat Der die Möglichkeiten der deutschen Wirtschaft überschätzt, so werden die Aktionäre den Irrthum zu bezahlen haben. Ballin hat sich, wie immer im Herbst, interviemen lassen; diesmal aber ohne den üblichen Schwung gesprochen. Nicht Ausbau, sondern Einschränkung. Das klingt wie milde Resignation. Keine neuen Luxusdampfer mehr; Abbruch der älteren Schnelldampfer, um den neuen Schiffen Konkurrenten vom Hals zu schaffen; ein gemäßigtes Bauprogramm aller am transatlantischen Verkehr beteiligten Linien; gemeinsame Aufstellung eines vernünftigen Fahrplanes. Kurz: Befreiung des Schiffahrtsgewerbes von der Last einer Ueberproduktion an Dampfern. Die Hochkonjunktur hat wie ein Treibhaus gewirkt. Und nun wimmelt's auf den großen Routen von Schiffen, die für die Ertragsfähigkeit der anständigen Rheedereien eine stete Gefahr bilden. Man muß also konsolidiren. Da ist das berühmte Wort, das im Seemannsdeutsch „die Flagge streichen“ heißt. Die Rheedereien sollen Schupverbände bilden, deren Zweck der Kauf und das Abbrechen aller Schiffe von bestimmtem Alter zu sein hat. Das Kapital ist, wie man in Oesterreich sagt, admassirt worden. Da gab's keine Hemmungen; denn man mußte den Hankes zeigen, daß man schließlich auch nicht so ganz ohne ist. So stand geschrieben, daß die Trusts Alleingut der Amerikaner bleiben müssen? Deutschland trat mit in die Schranken und fanterte ab. Broken down. Beim Lloyd sieht's noch ungemüthlicher aus als bei der Hapag. Die Bremer hatten nicht das Glück, Aufträge zu Neubauten wieder zurückziehen zu können. Die neuen Dampfer müssen abgenommen und bezahlt werden. Die Tilgungsrufen werden jetzt ja möglichst bequeme sein und die Gesellschaft zunächst nicht allzu schwer belasten. Allgemein aber heißt's, der Lloyd sei in übler Lage; man sprach sogar schon von der Möglichkeit einer Sanirung. Das böse Wort verklang freilich schnell. Lehrt aber, welches bange Gefühl der Anblick der kranken Kapitalriesen auskommen läßt. Immer deutlicher zeigt sich eben, daß Manches, was man in den letzten Jahren als „Errungenschaft“ pries, zu den Dingen gehört, von denen es besser wäre, wenn sie nicht beständen. Die Einrichtungen und Sitten dürfen nicht nur Glanzzeiten angepaßt sein, sondern müssen auch am Alltag, sogar an kritischen Tagen ihre Lebensfähigkeit erweisen. Das ist hier und da bei uns vergessen worden. In den letzten Wochen sprach die Börse viel von Kriegsmöglichkeiten. Die ersten Alarmnachrichten aus dem Orient warfen die Kurse; die der (in Orientgeschäften besonders stark engagirten) Deutschen Bank in einer Stunde um 5 Prozent. (Am höchsten israelitischen Feiertag. Direktor Mankewitz, in dem Viele den heimlichen Kaiser der „Deutschen“ sehen und der das Börseninstrument jedenfalls besser als seine Kollegen spielt, soll recta aus der Synagoge in die Burgstraße geholt worden sein. Und wird wohl einigermaßen darüber gestaunt haben, daß man eines winzigen Angebotes wegen das erste deutsche Papier, ohne es zu halten, so jäh fallen ließ. Oder war Absicht, was wie Ungeschicklichkeit aussah? Das gehört aber in ein anderes Kapitel.) Die Börse hat sich dann noch schneller beruhigt als die Diplomatie. Weil sie mehr Rasse hat? Aber man bedenke einmal, wie es im Burgstraßentempel aussehen würde, wenn wirklich ein unsere Interessen, politische und wirtschaftliche, maß berührender Krieg ausbräche. Welche Widerstandskraft dann die „Riesen“ zeigen würden. Und mir scheint, daß man, besonders heute, auch an solche Möglichkeit schwarzer Tage vorausdenken muß. Ladon.



**Max Ulrich & Co.,** Kommanditgesellschaft  
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

P. 1. 655 Direktion.

" 2113 Kasse u. Effektenabteilung.

" 2614

" 2615 Kuxenabteilung.

" 2616

Spezial-Abteilung für Kasse und unnotierte Werte.

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**MURATTI**

Einheitspreis

M. 12.50



Der Salamander-Stiefel verbindet das elegante Aussehen mit der bequemsten Passform und ist als das hervorragendste Zeugnis der deutschen Schuh-Industrie bekannt.

Fordern Sie Musterbuch H.

**Salamander**

Schuhges. m. b. H.

Centralen: Berlin W. 8, Friedrich-Strasse 182.

Stuttgart — Wien I — Basel.

Eigene Verkaufshäuser in den meisten Grossstädten.

**Schwaneberger Briefmarken-Album das Beste**

für Markensammler. Wird von keinem ähnlichen Werk an Vollständigkeit noch nur annähernd erreicht. Einziges Album, das in Ausgaben mit und ohne Markenbarren geliefert wird. Unerreicht praktische Text-Einleitung, die es Ihnen ermöglicht, die Sammlung nach Ihrem Ermessen zu arrangieren. Anerkannt bestes aller Permanentsysteme.

**Ausgabe 1909 soeben erschienen.**

Buch-Ausgaben v. 10 Pf. bis 50,— Mk. pro Stück. Permanent-Ausgaben auf Lebenszeit v. 10,— Mk. bis 180,— Mk. pro Stück. — Verlangen Sie große illustrierte Preisliste 1908 kostenlos.

Probestätter grat.

Verlag von J. J. Arnd, Leipzig.

**Prof. Dr. Schleich's**  
hygienische und kosmetische Präparate.  
**Zur Schönheitspflege**  
unübertrefflich.**Wachspasta** Dose von Mk. 1,30 an.**Wachspasta-Seife** per Stck. Mk. 1.—  
Haushaltungspackung 6 Stck. Mk. 2,70**Kosmet. Hautcrème** Tube 60 Pl. u. I.— M.**Wachsmarmor-Seife**

½ Kilo 80 Pl., 1 Kilo Mk. 1,50 und Mk. 1,75.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien,  
Parfümerien.

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

#### Donnerwetter — tadellos!

Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild.  
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.

#### Chat noir

Friedrichstr. 103 Ecke Behrenstr.  
Dir. R. Nelson. Tägl. 11—2 Uhr Nachts.  
**Fritz Grünbaum.**  
**Carl Nagelmüller.**  
**Käthe Erlholz.**  
**Claire Waldoff.**  
**Else Berna, Alb. Paulig.**  
**Laurence, Moreau.**

#### Töchterpensionat Biebrich a. Rh.

Wissenschaftl. Ausbildung und Haushalt  
Wahlfreie Kurse. Pension 100 M. monatlich.  
Prospekte durch die Vorsteherin.

### Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

*Elegantes Familien-Restaurant.*

### Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— *Treffpunkt der vornehmen Welt* —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

### Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— **Terrains, Baustellen, Parzellierungen.** —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebauete Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —



### Vereinigung der Kunstfreunde

Farbige Nachbildungen von Gemälden der  
Königlichen National-Galerie  
und anderer Kunstsammlungen

Berlin W., Markgrafenstrasse 57

— Filiale: Potsdamerstrasse 23 —

Der illustrierte Katalog  
wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

### Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, d. 30., Sonnabend, d. 31. 10., Sonntag,  
den 1., Montag, d. 2., Dienstag, den 3./11. 8 U.

### Die Dollarprinzessin

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

### Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz  
**Sehenswert.**

**Arkadia Behrenstr. 55-57**

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten  
Jägerstr. 43a „**Moulin rouge**“

Reunions: Montag, Dienstag,  
Donnerstag, Sonnabend

## Berliner-Theater-Anzeigen

**Gebrüder-**  
**Herrnfeld-**  
**Theater.**

Anfang 8 Uhr. Vorverk. 11-2 Uhr.  
57 Kommandantenstr. 57

**Die beiden Bindelbands**  
Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

**Stottern** heißt d. schwierigst. Fälle  
**C. Buchholz,**  
Hannover 2, Lavestr. 54,  
2. Anst. H.-Kirchrode.

**Berliner Eis-Palast**  
Lutherstr. 22/24  
Ständige Eisbahn

Täglich bis 1. Mai 1909 von  
morgens 10 Uhr bis nachts 12 Uhr  
geöffnet. Täglich von 10 Uhr ab  
Grosses Konzert. Abends 9 u. 10 U.  
Reigen, Quadrillen. Allabendlich  
9 1/2 Uhr zum ersten Male in Berlin  
Kunstläufe von Fr. Nadja Franck, Preis-  
gekürzte Meisterläuferin der Welt und dem  
Schwedischen Meisterläufer Broor Meyer.

## Sie sparen Tausende an Reklamekosten

- wenn Sie sich anschaffen das „Reklame-Lexikon“. Neue Ideen für moderne Reklame. Vorschläge, Ratschläge, Anregungen und Tricks zur unmittelbaren praktischen Verwertung, unterstützt durch Beispiele und Muster. Keine theoretische Schrift, sondern verwertbare Praxis. Ein wirklicher Mitarbeiter für die gesamte inserierende Großindustrie und die Inserenten aller Grade insbesondere für Fabrikanten, Grossisten, Reklamechefs, Handelsangestellte und Reklamebeflissene. Preis gebunden, 270 Seiten stark, illustriert, Mark 27,00 unter Nachnahme. Dieser geringe Betrag wird hundertfältig wieder eingebracht. Bestellen Sie bei Phoenixverlag Breslau, Herrenstrasse 12.

## Schriftsteller

Bekannter Buch-Verlag über. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Günstige Bedingungen. Offerten unter B. F. 427. an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

### Meyer's Grosses Konversations-Lexikon

6. Auflage. 20 Bände. 200 Mk.  
Ein unentbehrlich, Nachschlage-  
buch des allgemeinen Wissens,  
wird komplett und franco gegen  
**5 Mark** Monatsrate geliefert.  
Probeheft gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg.  
Berlin W35b, Steglitzerstr. 53.



### Paul Graupe, Antiquariat

Berlin SW. 68, Kochstr. 3. Tel. VI, 11718.  
Spezialität: Bücher für Bibliophilen,  
Alte Drucke, Privatdrucke, Deutsche Li-  
teratur in ersten Ausgaben, Curiosa, Stamm-  
bücher, Exlibris und Exlibris-Literatur.  
— Ankauf. — Verkauf.

### Sie heizen zu teuer!

Bestellen Sie mit Postkarte Prof. Detsinsky's Radial-Gasofen (14 Patente), dann sparen Sie 1/3 ihrer Kohlenrechnung! Radial kostet nur 5 Mark und heizt für 2 Pfg. pro Stunde jed. Wohn- und Arbeitsraum, überraschende Wirkung. — Aus Asbest, nicht aus Blech, daher absolut geruchlos und unverwundlich. — Erwärmt zuerst den Fussboden, nicht die Zimmerdecke. — Wird einfach statt des Auerbrenners auf den Gasarm gesetzt. — In Holzkiste verpackt, portofrei M. 5,80, Nachn. 30 Pfg. mehr. **Deutsche Radial-Gesellschaft, Berlin 142, Friedrichstr. 78.**



### 100 heilsame Körperübungen

für Herren, Damen und Kinder in vorzüglichen lehrreichen Ansichten. Einzigartig, hervorragend nützlich u. real. Das Vollkommenste auf dem Gebiete des häuslichen Gesundheitsturnens für jedes Alter, selbst für ältere Leute passend. Gratis an jedermann. **Kolberger Anstalten für Exterikultur** Abteil. A. 81. Ostseebad Kolberg.

## Allgemeiner Deutscher Versicherungs - Verein in Stuttgart.

Auf Gegenseitigkeit

Gegründet 1875

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.  
*Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.*

### Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Vertreter  
überall  
gesucht!

Gesamtversicherungssumme: 740 000 Versicherungen.  
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.  
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antrags-  
formulare kostenfrei.

Bezugnahme  
auf dieses Blatt  
erwünscht!

## Schleswig-Holsteinische Meierei-Butter

allerfeinste, täglich frisch, mehrfach preis-  
gekrönt, versendet in Postpaketen à 9 Pfund  
netto für Mk. 12,60 postfrei Nachnahme.  
C. A. Landsmann, Ellingstedt 42, Schleswig.  
Lieferant höchster Herrschaften.

## Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.

R. Richter,

Dresden A. 18. Bünschplatz 18.

## Ehe- schließungen England

rechtsgiltig, in  
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg  
Brook & Co., London, E. C. Queenstr 90/91.

## Sind Sie nervös

so verlangen Sie sofort durch Post-  
karte unseren Prospekt. Derselbe  
kostet nichts, kann Ihnen aber ein  
guter Ratgeber sein.

Vereinigte Chem. Laboratorien  
Apoth. JOH. SCHMIDT,  
staatl. approb. Nahrungsmitt.-Chemiker  
Kötzschenbroda-Dresden.

Cabinet-Comet  
**Graeger**  
**Seck**  
Gold & Silber  
Zu beziehen durch  
die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
Seck-Kellerei  
Hochheim a. M.

## Geschäftliche Mitteilungen.

Bei der unbeständigen herbstlichen Witterung ist es geraten, der Körper- und Haut-  
pflege erhöhte Beachtung zuzuwenden, den Körper widerstandsfähig, die Haut elastisch zu  
erhalten um vor allem die durch Witterungseinflüsse hervorgerufenen Schädigungen der  
Haut wieder zu beseitigen. "Ein geeignetes" Juster heißt "bäder" aus "seinem" wiesen-  
wachs hergestellte Prof. Dr. Schleich's Wachs pasta, welche der Wachs pasta-  
Wachsmarmor-*Seife* und der kosmetischen Hautcreme zugesetzt ist. Sie ist laut  
Achteln vieler Autoritäten ein Kosmetikum allerersten Ranges. Wachs pasta in Verbindung  
mit der gleichnamigen *Seife* angewendet, erfrischt die Haut, gibt ihr Elastizität, verleiht  
ihr unvergleichlich sammetartigen Schmelz und schützt sie vor allem gegen Temperatur-  
einflüsse. Die Marmorseife ist bei täglichen Waschungen und Bädern zur Fröhen-  
haltung der Haut hervorragend geeignet. Sie befeuchtet das Nervensystem, entlastet durch Elastizitäts-  
steigerung der Hautblutgefäße das Herz und bietet daher Ersatz für elektrische und  
kohlen saure Bäder. Für die Reise wird sie in handlichen stets sauber bleibenden Metall-  
tuben geliefert. Interessenten erhalten kostenlos eine Broschüre über Körperkultur durch  
die Vertriebsgesellschaft Prof. Dr. Schleich'scher Präparate G. m. b. H.,  
Berlin SW. 61, welche die Präparate allein unter ständiger Kontrolle des Erfinders herstellt.

„Agfa“-Blitzlampe und „Agfa“-Kupferverstärker heißen zwei Neuheiten mit denen die Actien-  
Gesellschaft für Anilin-Fabrikation Berlin — bekannt als „Agfa“ — auf dem photo-  
graphischen Markt tritt. Ersterer ist ein flaches, aufklappbares Kästchen aus Nickelblech  
mit einem Stül zum Hochhalten beim Abblitzen und für alle Blitzpulvergemische geeignet.  
Die Entzündung des Pulvers erfolgt durch ein Schwedenhütchen vermittels eines sinnreich  
angeordneten Mechanismus. Der Apparat ist sehr kompakt und leicht, kann daher be-  
quem in der Tasche mitgeführt werden. Die Handhabung ist einfach und gefahrlos, bei  
sicherem Funktionieren. Der Preis (Mk. 1,50) muss angesichts der geschmackvollen, stabilen  
Aufmachung mässig genannt werden. Das Instrument wird gerade jetzt, bei Beginn der  
Blitzlichtsaison, vielen recht gelegen kommen. Die zweite Neuheit: „Agfa“-Kupfer-  
verstärker, zeichnet sich vor fast allen anderen im Handel befindlichen Verstärkern  
dadurch aus, dass der Amateur zum Bezüge keinen Giltchein braucht. Der „Agfa“-Kupfer-  
verstärker kommt als haltbares Pulver in praktischer Verpackung auf den Markt, d. h. in  
Glasflaschen, deren hohle Stopfen als Messglas zu verwenden sind, wodurch ein Abwiegen  
erübrigt wird. Es ist nur eine Manipulation nötig, also kein Schwärzen etc. erforderlich.  
Der Preis ist auf Mk. 1,50 per 50 gr. Flasche normiert. Wir zweifeln nicht, dass auch diese  
„Agfa“-Erzeugnisse ihren Freundeskreis finden werden.



## SAALECKER WERKSTÄTTEN

Filiale Berlin W 10, Viktoriastrasse 23

**Bauten — Gärten — Möbel**

von Prof. Schultze-Naumburg

Ständige Ausstellung

Freier Eintritt

## Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.  
Sommer- und Winter-Kuren.

### Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde  
Sommer- u. Winterkuren  
Prospekte gratis und franko  
J. G. Brockmann  
Dresden A3, Muzikantstr.



## Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte  
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert  
Josl Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

## Schockethal bei Cassel

Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern.  
Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. Lag. Angel.  
u. Rudersport. Jagdgelegenheit. Prospekt.  
Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumböfel.

In 2. Auflage erschien soeben:

## Die Grausamkeit

mit bes. Bezugnahme auf  
Sexuelle Faktoren.

Von H. Rau.

Mit 22 Illustrationen 4 M. Gebund. 5½ M.

Nur für starke Nerven!

Sexuelle Verirrungen;

## Sadismus u. Masochismus.

Von Dr. E. Laurent übers. v. Dolorosa.  
6. Aufl. 5 M. Geb. 6 M.

## Okkultismus und Liebe.

Studien z. Geschichte d. sexuellen Verirrungen.  
Von Dr. E. Laurent.

300 Seiten bz. 7½ M. Geb. 9 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.  
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

## Stettin-Bredower Portland-Cement-Fabrik

zu Stettin.

### M. 500 000 neue Aktien

der  
Stettin-Bredower Portland-Cement-Fabrik zu Stettin

(500 Stück No. 2201—2700 à M. 1000)

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. — Prospekte  
sind bei uns erhältlich.

Berlin, im Oktober 1908.

**Abel & Co.**

**Carl Neuburger**

Kommanditgesellschaft auf Aktien.

## Zur gefl. Beachtung!

Unserer heutigen Nummer ist ein Prospekt der Firma VITA, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg, beigegeben, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen möchten. Er enthält neben Hinweisen auf eine beträchtliche Anzahl sehr bemerkenswerter wissenschaftlicher und belletristischer Bücher die Anzeige des Werkes:

## Von Tieren u. Menschen, Erlebnisse u. Erfahrungen, von Carl Hagenbeck,

dem Begründer des Stettinger Tierparks und Schöpfer des internationalen Tierhandels, dessen Name dafür bürgt, dass das Buch eine Fülle von Anregung, Unterhaltung und Belehrung bietet.

**MORPHIUM**

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungerscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Spezialsanatorium.  
Aller Comfort. Familienleben.  
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.**ALKOHOL****PISTYAN**BEI **GIKT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE**

Wegen milder Witterung

besonders für **Herbstkuren** empfohlen.

Auskunft und Prospekte durch das Reisebureau

**Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.**

Berlin W., Friedrichstrasse 73.

Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.

**Keine Alltagsmenschen**

Eisergreifende Witzungen der ansehnlichen Bücher und der beliebigen Charakteroffenbarungen (nach eingekündeten Handschriften) von D. P. L.: Ein neuer Akt, ein mächtiger Antrieb wird Ihren Sinn beschäftigen. Sie werden sich über sich selbst hinausgetragen fühlen. Der Meister arbeitet seit 1890 nur für Gebildete. Seine simplen „Deutungen“, Eindrucksvoller Prospekt kostenlos durch P. Paul Siebe, Schriftsteller und Psychographologe, Augsburg i. Z. (Juch. Bayern.

**Verfasser**

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation Ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,  
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

**Passage-Kaufhaus**

Friedrich-Strasse 110-111-112

BERLIN

Oranienburgerstr. 54-55-56-56a

**Vereinigung erstklassiger Spezialgeschäfte**

Bis Sonnabend, den 31. Oktober:

im

**Musik-Saal**

II. Stock

Vorführung von Auxetophon- und Grammophon-Apparaten. Spezial-Vorführung von Original

**Caruso**

Platten.

In der Passage von nachm. 3—<sup>1</sup>/<sub>8</sub> Uhr Promenaden-Konzert.



Soeben erschienen:

# Von Tieren und Menschen

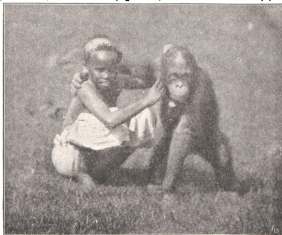
Erlebnisse und Erfahrungen von  
**Carl Hagenbeck.**

Ein Prachtband, Großoktav, ca. 500 Seiten mit etwa 150 Illustrationen, auf feinstem Kunstbruderpapier, in vornehmem Halbfranzband, Preis Mk. 15.—. Luxusausgabe mit Heliogravüren und Farbbrucken, in Ganzleber gebunden, in 1 Band Mk. 75.—, in 2 Bänden Mk. 100.—

Mit allerhöchster Genehmigung gewidmet **Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II.**

Ein einzigartiges Buch, wie es bisher nie geschrieben werden konnte und von einem zweiten Menschen unserer Zeit nicht geschrieben werden kann. Der bekannte Schöpfer des Tierparks in Stellingen bei Hamburg, der eigentliche Begründer des modernen Tierhandels, bietet in dem vorstehenden Werk eine Fülle von Anregendem und Interessantem. Die Tiere und Menschen aller fünf Erdteile hat er in seinem wechselvollen und erfolggekrönten Leben in steter unmittelbarer Berührung an sich vorüberziehen lassen. Auch die Menschen; denn er war ja der Erste, der den modernen Kulturobektoren ihre weniger kultivierten Stammesgenossen vorführte: Eskimos und Patagonier, Kirgisen und Nubier, Somalis und Abessinier — sie alle zogen unter Hagenbecks Leitung durch die Großstädte Europas und Amerikas. Absolute Neues bieten auch jene Kapitel, die über den Tierfang in den unzugänglichen Gegenden Innerafrikas und Innerasiens sowie auch über die sogenannten zahme Drossel berichten. Das außerordentlich reich und geschmackvoll illustrierte Werk hat nach unserer Meinung alle Aussicht, das begehrteste Weihnachtsgeschäft zu werden.

(Illustrationsprobe aus Carl Hagenbeck, Von Tieren und Menschen.)



Somalikin und Orang.

## Empfehlenswerte Weihnachtsgeschenke:

### **Franz Adam Beyerlein, Jena oder Sedan. Roman.**

Unverkürzte Volksausg., Großoktav, 223. bis 225. Tausend. Preis geh. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

legendärste empfehlende Erwähnung dieses erfolgreichsten Buches der deutschen Romanliteratur ist unnötig.

### **Franz Adam Beyerlein, Ein Winterlager. Roman.**

16.—20. Tausend. Geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,75. Luxusausgabe auf feinstem Büttenspapier in Saffianleder gebunden Mk. 12,—.

„... Beyerleins bestes Werk,“ die feinstinnige, stimmungsvolle Arbeit eines Poeten . . .“ (Leipziger Deutsche Nachrichten.)

### **Georg Engel, Der Reiter auf dem Regenbogen. Roman.**

7. Tausend, geh. Mk. 5,—, in einem eleganten Geschenkeinband Mk. 6,50. Luxusausgabe mit Porträt und Autogramm des Verfassers in zwei weichen Kalblederbänden Mk. 20,—.

„Wer ein so herrliches Buch schreiben konnte, zählt zu den Dichtern, auf die unsere Nation stolz sein kann.“ (Berliner Lokal-Anzeiger.)

### **Georg Engel, Hann Klüth. Roman.**

15.—20. Tausend, 512 Seiten. Wohlfeile Volksausgabe, geh. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

„Ein Buch der Jahre, nicht ein Buch des Jahres.“ (Königsberger Allgem. Zeitung.)

### **Hans von Kahlenberg, Der liebe Gott. Eine Kindheitsgeschichte.**

9. Tausend. Geh. Mk. 3,—, eleg. geb. Mk. 4,—.

„Wie dem Leben abgelauscht, ist diese Erziehungs- und Lebensgeschichte; . . . Alles Gute und Warme wird zur Geltung gebracht. Ein Kunstwerk.“ (Christliche Welt.)

### **Rudyard Kipling, Kim. Ein Roman aus dem gegenwärtigen Indien.**

9.—11. Tausend. Liebhaber-Ausgabe mit den Original-Illustrationen in neuem künstlerischen Ganzleinenband Mk. 6,—.

„Wie dieses Hohelied des wahren Edelmenschen anstimmt, von dem gilt: „Er hat sich Verdienst erworben — um die ganze Menschheit.“ (Frankfurter Zeitung.)

### **Rudyard Kipling, Das neue Dschungelbuch.**

Mit den glänzenden Illustrationen des englischen Originals von Ladwood Kipling. 12. u. 13. Tausend. Preis in Ganzleinen geb. mit Goldschnitt Mk. 5,—.

„Dieses weltberühmte Buch ist ein Buch für alt und jung. Kindern kann man es in die Hand geben und auch allen Leuten, Männern wie Frauen. Es ist voll von Unfschuld und Klugheit. Überall, wo Menschen sind, muß es Teilnahme erregen.“ (Neue Freie Presse.)

### **Rudyard Kipling, Brave Seeleute.**

Preis elegant gebunden Mk. 4,—.

„Eine kerngeladene Lektüre für unsere Jungen, dabei so künstlerisch in Form und Inhalt, daß das Buch weit über das Niveau der Jugendliteratur hinausragt.“ (Breslauer Morgenzeitung.)



## Weitere Neuerscheinungen Herbst 1908:

### Friedrich Karl Heller=Halberg, Duft. Roman.

Geh. Mk. 4,—, eleg. geb. Mk. 5,—.

„... Alles in allem, ein ganz außerordentlich interessantes Buch.“ (Gothaische Zeitung.)

### Arnold Holz, Im Auto zu Kaiser Menelik.

Auf feinem Kunstdruckpapier gedruckt mit 28 ganzseitigen Illustrationen.

Preis geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 5,—.

„... Eine reich illustrierte, lebendige, wirklich authentische Schilderung von Menelik und seinem Hof...“ (Hamburger Fremdenblatt.)

### Rudolph Lothar, Die Fahrt ins Blaue. Roman.

Geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

Die Geschichte einer Leidenschaft, die romantische Fahrt eines Liebespaares nach Brienlenland, das der Dichter im glühenden Prangen seiner Schönheiten von uns erleben läßt.

### Kurt Münzer, Abenteuer der Seele. Novellen.

Geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

„Ein Buch, in dem eine künstlerische Individualität von trotzigem Temperament und eigener Artung sich dokumentiert...“ (Vollstädter Zeitung.)

Auf folgende Verlagswerke weisen wir noch besonders hin:

### Conrad Alberti, Der Weg der Menschheit. Band I von Osiris bis Paulus.

2. Auflage, geh. Mk. 8,—, eleg. geb. Mk. 10,—.

„Ein Führer durch Tausende.“

(Berliner Morgenpost.)

— Bd. II des Werkes erscheint im Frühjahr 1909.

### Walter Bloem, Der Paraphenlehrling.

6. Tausend. Preis geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

„... Eine Reihe ungemein temperamentvoll und mit einem Zuge ins Zola'sch-Große gegebener Menschen und Bilder aus dem rheinischen Eilenweiler...“ (Breslauer Zeitung.)

### Walter Bloem, Der krasse Fuchs. Roman.

7. Tausend. Preis geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

„Ein Werk voll dichterischer Kraft, ein hochbedeutsamer Beitrag zur Psychologie nicht bloß des modernen Studenten, sondern der modernen Seele überhaupt.“ (Bermer Zeitung.)

### Carry Brachvogel, Der Abtrünnige. Roman.

2. Tausend. Preis geh. Mk. 4,—, eleg. geb. Mk. 5,—.

„Ein erschütterndes Größendrama, das gewaltige Szenen enthält...“

(Neues Tagblatt, Stuttgart.)

### Heinrich Driesmans, Dämon Auslese. Vom theoretischen zum praktischen Darwinismus.

Preis geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

„... Das Werk gehört zu dem Interesselisten, was man auf dem Gebiete der Rassenforschung lesen kann... In seiner Schreibart ähnelt Driesmans dem Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher‘.“

### Wilhelm Förster, Lebensfragen u. Lebensbilder.

2 Bände. Preis pro Band geh. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

„Anregende Betrachtungen über die interessantesten Probleme der modernen Zeit, goldene Früchte in Silbernen Schalen.“ (Berliner Volkszeitung.)

### Marie Madeleine, Auf Kypros.

36. Auflage. Preis geb. Mk. 3,50.

„Seit Heine ist nicht so leicht, so sprudelnd, so im Übermut geschicht worden.“

(Welt am Montag.)

**Georg von Neumayer, Wirkl. Geh. Admiralitätsrat,  
Auf zum Südpol.**

45 Jahre Wirkens zur Förderung der Erforschung der Südpolarregion.  
Mit 5 geographischen Karten und 2 Bildern. Preis geb. Mk. 18.—

„Das Werk ist ein eigenartiges; es zieht die Summe eines in wissenschaftlicher Arbeit  
hingebrachten Menfchenlebens.“ (Über Land und Meer.)

**Alfred R. Wallace, Des Menschen Stellung im Weltall.**

Großquart. 306 Seiten mit 8 Diagrammen und 2 Sternkarten. 3. Aufl.  
Geh. Mk. 8.—, eleg. geb. Mk. 10.—

„Ein hochinteressantes Werk über die neuesten Forschungsergebnisse auf astronomisch-  
physikalischen Gebiete . . .“ (Geh. Rat Prof. Dr. Förster.)

## Bestell-Zettel

Bei der Buchhandlung von

bestelle aus dem Verlage Vita, Deutsches Verlagshaus in Berlin-Charlottenburg  
Friedenstraße 14

**Carl Hagenbeck: Von Tieren  
und Menschen.** Elegant geb.  
Mk. 15.—, Luxusausgabe in 1 Bd.  
Mk. 75.—, in 2 Bd. Mk. 100.—

**Conrad Alberti: Der Weg der  
Menschheit.** Bd. I, geh. Mk. 8.—, eleg.  
geb. Mk. 10.—

**Franz Adam Beyerlein: Jena  
oder Sedan.** Volksausgabe, geh. Mk. 2.—,  
geb. Mk. 3.—

**Franz Adam Beyerlein: Ein  
Winterlager.** Geh. Mk. 3,50, eleg. geb.  
Mk. 4,75. Luxusausgabe, geb. Mk. 12.

**Walter Bloem: Der kralle Fuchs.**  
Geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

**Walter Bloem: Der Paragaphen-  
lehrling.** Geh. Mk. 3,50, eleg. geb.  
Mk. 4,50.

**Carré Brachvogel: Der Ab-  
trünnige.** Geh. Mk. 4.—, eleg. geb.  
Mk. 5.—

**Heinrich Dreimann: Dämon  
Hutefee.** Geh. Mk. 3,50, eleg. geb.  
Mk. 4,50.

**Georg Engel: Hann Klüß.** Wahl-  
feile Ausgabe. Geh. Mk. 2.—, geb.  
Mk. 3.—

**Georg Engel: Der Reiter auf dem  
Regenbogen.** Geh. Mk. 5.—, eleg. geb.  
Mk. 6,50. Luxusausgabe Mk. 20.—

**Wilhelm Förster: Lebensfragen  
und Lebensbilder.** 2 Bände. Preis  
pro Band geb. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

**Friedrich Karl Heller-Halberg:  
Duft.** Geh. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—

**Arnold Holtz: Im Auto zu Kaiser  
Mencik.** Geh. Mk. 3,50, eleg. geb.  
Mk. 5.—

**H. v. Kahlenberg: Der liebe Gott.**  
Geh. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—

**Rudyard Kipling: Das neue  
Dichtungsbuch.** Eleg. geb. Mk. 5.—

**Rudyard Kipling: Beave See-  
leute.** Eleg. geb. Mk. 4.—

**Rudyard Kipling: Kim.** Lieb-  
haberausgabe. Eleg. geb. Mk. 6.—

**Rudolph Lothar: Die Fahrt ins  
Blaue.** Geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

**Marie Madeleine: Auf Kypros.**  
Eleg. geb. Mk. 3,50.

**Kurt Münzer: Abenteuer der  
See.** Geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

**Georg von Neumayer: Auf zum  
Südpol.** Eleg. geb. Mk. 18.—

**Alfred R. Wallace: Des Menschen  
Stellung im Weltall.** Geh. Mk. 8.—,  
eleg. geb. Mk. 10.—

Ort, Datum, Name und Adresse: (Gefl. recht deutlich schreiben)

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Hollendorfsplatz 7.

Soeben erschien:

# Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

## Dante in italienisch-deutscher Parallel-Ausgabe.

Neu übertragen u. mit Originaltext versehen von Richard Zozmann.

Mit einem Bildnis von Dante. Vier Bände. 8°. In Orig.-Leinwandband M. 18.—; in Pergament M. 28.—

I—III: Die Göttliche Komödie. IV: Das Neue Leben. Gedichte.

Unter Anwendung der sog. Schlegellerzine ist es Zozmann, dem gewandten Übersetzer und Dichter, gelungen, eine neue, wort- und sinngetreue Uebersetzung zu bieten, ohne je der Sprache oder dem Sinn Zwang anzutun. Diese Parallel-Ausgabe bringt links den italienischen, rechts den deutschen Text, dazu am Schluß neben einem sorgfältig gearbeiteten Register auch eine Sammlung wertvoller Sentenzen aus Dante.

Für Freunde tieferer, hoher Poesie wie auch für Liebhaber der italienischen Sprache ein Werk von höchstem Werte

Ihre Majestät die Königin Margherita von Italien hat die Widmung dieses Werkes angenommen.

Bitte so zu verlangen: Herdersche Parallel-Ausgabe.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

## Apostata

von Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalheid. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvusi. Der heilige O'Shea. Nicia und Erfurt Mahadé. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Supremalex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a D. Lessings Doublette. Neupassant. Der Fall Apostata. Geprüfte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2 1/2-Band. Kirchenrat von Sigrindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

## Herbst- u. Winterkuren Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

## „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnhof Warmbrunn-Schreiberbau, Tel. 17. Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhof)

für chronische innere Erkrankungen, neurotische u. Rekonvaleszenten-Zustände Diätetische, Brannen- u. Entziehungskuren, Für Erholungsuchende, Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage, Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres die Administration in Berlin SW., Mückernstrasse 118.

Moët &  
Chandon



*White Star „Sec“*  
*beherrscht die ganze Welt.*

*Größter Jahresverkauf aller Champagner (von Frankreich)*

